Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. Hans Zeiß, München 51, Holzkirchnerstraße 2.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul-Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

3. Jahrgang — Heft 2 — April (Ostermond) 1928

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

Natur- und Kulturgeschichte des Menschen in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig.

Es ist in der Völkerkunde gegangen, wie in fast allen Wissenschaften: der Fleiß zahlreicher Mitarbeiter hat allmählich ein so ungeheueres Tatsachenmaterial zusammengetragen, daß es heute niemandem mehr möglich ist, das gesamte Gebiet, also die Völkerkunde aller Erdteile, in allen Einzelheiten wirklich zu beherrschen. Ich verstehe dabei unter „Völkerkunde" nach der sich immer mehr einbürgernden Definition die Zusammenfassung von Anthropologie (Naturgeschichte) und Ethnologie (Kulturgeschichte des Menschen).[1])

Die ungeheure Fülle des angesammelten Wissensstoffes und die für die gleichzeitige Pflege von Anthropologie und Ethnologie notwendige sehr vielseitige Vorbildung (man muß zugleich „Geistes-" und „Naturwissenschaftler" sein), drängen scheinbar von selbst zur Spezialisierung, zur Trennung zunächst

[1]) Ethnologie oder „Kulturgeschichte des Menschen" ist die vergleichende Untersuchung des geistigen und materiellen Kulturbesitzes der Völker, Anthropologie oder „Naturgeschichte des Menschen" die Wissenschaft von den Menschenrassen und ihren Eigenschaften (den angeborenen Rassenmerkmalen); diese sind äußerlich sichtbare (morphologische) und unsichtbare (physiologische und geistige).

von Anthropologie und Ethnologie; manche Gelehrte beschränken ihre Arbeit sogar auf kleinere Spezialgebiete: es gibt Amerikanisten, Afrikanisten usw.

Ein derartiges Spezialistentum ist zweifellos notwendig, denn viele Fragen lassen sich nur von dem lösen, der wirklich alle Einzeltatsachen eines engeren Gebietes jederzeit zur Hand hat. Aber die Stimmen mehren sich, die vor einer zu starken Zersplitterung warnen, die da meinen, wenn alle Völkerkundler zu Spezialisten würden, so wären große allgemein gültige Erkenntnisse niemals zu gewinnen; es würde schließlich jeder Spezialforscher gewissermaßen seine eigene höchst persönliche Sprache reden und von den anderen nicht mehr verstanden werden, ein unerfreulicher Zustand, der sich leider in manchen anderen Wissenschaften schon findet. Also ohne Überblick über weite Gebiete und ihre Fragestellungen gehe es schließlich nicht, Anthropologie und Ethnologie dürften nie aufhören, Hand in Hand zu arbeiten, denn sie seien innerlich aufs engste verbunden, und eine sei durch die andere bedingt.

Abb. 1. Renchtal (Baden). Ostisch. n. Günther. Runder Hut auf rundem Kopf.

Wir wollen untersuchen, ob die Warner recht haben, und zu diesem Zwecke zusehen, ob erstens die ethnologische Erkenntnis durch die Anthropologie gefördert werden kann, und zweitens, ob umgekehrt die Anthropologie vielleicht auch die Hilfe der Ethnologie braucht.

Beginnen wir mit dem ersteren, also der *Förderung ethnologischer Erkenntnis durch die Anthropologie;* es wäre theoretisch möglich, daß sowohl der materielle wie der geistige Kulturbesitz in ihrer Verschiedenheit — mindestens zu einem Teile — durch morphologische, physiologische oder seelische Eigenschaften erklärbar wären.

Das ist nun in der Tat so! Das zeigt sich schon bei den allereinfachsten und selbstverständlichsten Dingen, schon bei der Beeinflussung des *materiellen* Kulturbesitzes durch *morphologische* (äußerlich sichtbare) Eigenschaften. Nur einige Beispiele: in den Alpen und ihren Nachbargebieten finden sich merkwürdig runde Hüte und Kappen (Abb. 1). Diese Form erklärt sich ohne weiteres aus der Gestaltung des Kopfes der dortigen Bevölkerung: in den genannten Ländern herrscht die ausgesprochen rundköpfige sogenannte „alpine" Rasse (von H. Günther „ostisch" genannt) vor, die ihre Kopfbedeckungen ihrer Schädelform angepaßt hat. Diese Hüte passen zugleich gut zur breiten, runden Gesichtsform dieser Leute. — Ganz anders der Zylinderhut: seine langen, geraden Linien, sein längsovaler Querschnitt deuten an, daß er eine Erfindung langköpfiger Menschen ist; er sieht auch nur über einem hohen und schmalen Gesicht gut aus, wirkt über einem kurzen und breiten stilwidrig (Abb. 2).

Die Männerkleidung Europas — man denke an die langen Hosen, an den „abgeschnittenen Rock" und an die militärischen Uniformen — (Abb. 3) mit ihren langen Linien und ihrer Straffheit ist durchaus (darauf hat schon L. F. Clauß hingewiesen[2]) eine Folge des ganzen Baustiles des großgewachsenen,

[2]) L. F. Clauß: Rasse und Seele. München, Verlag J. F. Lehmann. 1926. S. 176 ff.

schlanken und straffen nordischen Männerkörpers; bei anderen Rassen, z. B. bei Mongolen (Abb. 4) wirkt sie wie eine „Verkleidung" im eigentlichen Sinne des Wortes. — Umgekehrt entsprechen dem Körperbau vieler Asiaten lose und lange Gewänder, wie der Kaftan der Vorderasiaten und der Kimono der Japaner (Abb. 5).

Bei der Nordeuropäerin wird das für sie charakteristische und rassenmäßig bedingte breit ausladende Becken fast stets in der Tracht besonders betont, wie bei den vielen übereinander gezogenen Röcken der Bäuerinnen mancher Gegenden, oder beim modernen „Stilkleid" oder gar der Krinoline.

Abb. 2. Nordfriese aus der Umgegend von Deezbüll. Nach Lehmann. Zylinder und langes Gesicht.

Abb. 3. Englischer Offizier. Nordische Gestalt. Nach Günther.

Im Gegensatz dazu findet sich bei der Negerin keine derartige Unterstreichung der Beckenlinie, einfach, weil das Becken der Negerin anders gebaut ist, als das der Europäerin: es steht steiler und ist bedeutend schmäler, ähnelt äußerlich auffallend dem Männerbecken (Abb. 6).

Ähnlich ist es mit der „Taille": bei der Europäerin ist eine natürliche Taille vorhanden, die in der Tracht fast immer besonders betont, durch Korsetts usw. künstlich noch verengert wurde; schon bei den Göttinnenfiguren der alten Kreter sind derartige enge Taillen dargestellt (Abb. 7). Bei der Negerin wiederum findet sich keine natürliche Einschnürung oberhalb der Hüften und so fehlt bei ihr auch das Bestreben, hier künstlich nachzuhelfen.

Bei den meisten primitiven Völkerschaften sind die „sekundären Geschlechtsmerkmale" überhaupt viel weniger ausgeprägt und damit auch die Unterschiede im Äußeren der Geschlechter geringer. Das ist zweifellos der Grund dafür, daß sich auch in der Tracht dieser Völker oft merkwürdig wenige Unterschiede zwischen Mann und Weib finden, so daß man manchmal erst aus

der Nähe erkennt, was man vor sich hat. Die jetzt bei uns propagierte Moderichtung der Vermännlichung der Frauen- und der Verweiblichung der Männerkleidung, also einer Vereinheitlichung und Verwischung der Geschlechtsunterschiede in der Tracht, versucht also gewaltsam eine Annäherung an den Körperstil außereuropäischer, fremder, ganz anders gebauter primitiver Rassen; sie widerspricht durchaus der rassenmäßigen Formengebung unserer Bevölkerung

Abb. 4. Japaner in europäischer Kleidung.

Abb. 5. Japaner im Kimono.

und wirkt daher bei allen wirklich europäisch gebauten Menschen stilwidrig und unschön.

Bei den Wahima und Watussi, dem hamitischen Erobereradel des ostafrikanischen „Zwischenseengebietes", finden sich hölzerne Armringe, deren zum Hineinschlüpfen des Handgelenkes bestimmter Spalt so außergewöhnlich schmal ist, daß selbst ein europäisches Damenhandgelenk oft nicht hineinkann. Man nahm daher zunächst an, daß es sich um einen Schmuck für junge Mädchen handele. Die richtige Erklärung erhielt man erst, als man den ungewöhnlich schlanken Körperbau dieser Leute kennen lernte: sie haben so unverhältnismäßig dünne Knochen, daß selbst ein Männerhandgelenk ohne Schwierigkeit in den Spalt hineinkann; diese Armringe werden in der Tat von Männern getragen und dienen zum Schutz des Handgelenkes gegen den Schlag der Bogensehne, gehören zur Kriegs- und Jagdausrüstung.

Von der rassenmäßigen Form des Haares wird die Haartracht entscheidend beeinflußt: eine südafrikanische Hottentotten- oder Buschmannfrau mit ihrem

typisch enggekräuselten und nie lang werdenden „Pfefferkornhaar“ (Abb. 8) kann sich mit bestem Willen keinen Gretchenzopf leisten, und die kühne Frisur der Papua-Männer Neuguineas ist nur bei dem für diese Rasse charakteristischen lockeren Kraushaar möglich. Seit Jahrtausenden gelten bei uns Nordeuropäern Locken als schön und werden — besonders beim weiblichen Geschlecht — meist von der Mode direkt gefordert; das ist nur möglich, weil bei uns die rassenmäßige Grundlage dafür vorhanden ist: das seidenweiche, zur Lockenbildung neigende Haar der nordisch-germanischen Rasse. Aus dem dicken, steifen, schlichten Haar der Mongoloiden lassen sich selbst mit der Brennschere keine ordentlichen Locken erzielen; bei der gelben Rasse gelten Locken daher auch nicht für schön.

Abb. 6.
Negerin mit steilstehendem Beckenrand.

Abb. 7.
Göttin aus dem vorgeschichtlichen Kreta.

Auch die rassenmäßige Farbe der Haut ist von großem Einfluß auf viele Dinge: die Färbung und künstlerische Farbwirkung von Kleidung und Schmuck versteht man erst, wenn man sie nicht in den Museumsschränken, sondern auf dem Körper der betreffenden Leute gesehen hat.

Der materielle Kulturbesitz wird aber auch von *physiologischen* Eigenschaften beeinflußt. Die Art und Menge der Kleidung z. B. oder der Hausbau hängen nicht allein vom Klima ab, sondern auch von der größeren oder geringeren rassenmäßigen Empfindlichkeit gegen die Witterung; so sind Feuerländer und kanadische Indianer oft auch im Winter verhältnismäßig wenig bekleidet. Die große Scheu der Neger vor der Kühle der Nächte hat zur Folge, daß die Hütten viel solider gebaut und ihre Wände besser gedichtet sind, als bei vielen anderen tropischen Völkern.

Das alles sind ganz einfache Dinge und Selbstverständlichkeiten, die man sich nur zu vergegenwärtigen braucht, um zu sehen, wie Teile des materiellen Kulturbesitzes nur zu verstehen sind, wenn man wichtige morphologische und physiologische Eigenschaften der betreffenden Völker und Rassen berücksichtigt und zur Erklärung heranzieht.

Noch viel wichtiger ist die Beachtung der *geistigen* Rasseneigenschaften; ohne sie ist erst recht vieles unverständlich!

So ist die technische und erfinderische Begabung der Rassen außerordentlich verschieden und damit auch die Art und Menge ihres materiellen Kulturbesitzes; es gibt Stämme, deren Erfindungsgeist und Kulturbesitz die

allerbescheidensten Ausmaße zeigt, und es gibt neben zahllosen Stämmen mittlerer technischer Begabung andere, deren Erfindungs- und Schöpferkraft keine Grenzen zu kennen scheint. Die Neger beispielsweise zeigen eine ausgesprochene Begabung für technische Dinge; so sind die von ihnen konstruierten Tierfallen und Fischreusen wahre Meisterwerke, und es ist immer wieder aufgefallen, mit welcher Schnelligkeit sich Neger oft sogar in nicht ganz einfache europäische technische Dinge hineinfanden, wie schnell sie z. B. selbst die neuen Gewehr- und Maschinengewehrkonstruktionen begriffen. Denken wir endlich an die europäisch-nordamerikanische Zivilisation, so beruht diese in außerordentlichem Grade auf der unvergleichlichen technischen Begabung und auf dem Erfindergeist der nordeuropäischen Rasse; wir leben ja im Zeitalter der staunenswertesten Erfindungen und Entdeckungen und sind rings von einer wahren Wunderwelt menschlichen Schöpfergeistes umgeben, wie sie keine andere Rasse zu schaffen wußte.

Abb. 8. Hottentottenfrau mit „Pfefferkornhaar".

Es sind einfach zahllose Einzelheiten des materiellen Kulturbesitzes, die von der geistigen Veranlagung der Rasse abhängen: noch heute mahlen die meisten Völker ihr Korn auf höchst primitiven Handmühlen, ebenso wie es ihre Vorfahren schon vor Jahrtausenden getan; sie haben nicht das Bedürfnis und nicht die Erfinderkraft gehabt, statt dessen einen rationellen Maschinenbetrieb einzurichten, der unzählige menschliche Arbeitskräfte für eine bessere Beschäftigung frei gemacht hätte. An der kulturellen Rückständigkeit zahlloser Völker trägt die Handmühle einen guten Teil der Schuld!

Noch heute bestellen die meisten Ackerbau treibenden Völker ihr Feld mit der einfachen, Jahrtausende alten Hacke und sind nicht zur Bodenbearbeitung mit dem Pflug übergegangen; dieser ist vielmehr noch heute in der Hauptsache auf seine europäisch-vorderasiatische Heimat beschränkt geblieben. Den meisten Hackbauern fehlten offenbar die geistigen Vorbedingungen für die Erfindung dieses praktischen und überaus wirtschaftlichen Gerätes, andere hatten nicht einmal die Fähigkeit, den Pflug von ihren Nachbarn zu übernehmen.

Wenn manche Völker trotz der Kenntnis beider Waffenarten in ausgesprochener Weise die Fernwaffen, andere die Nahwaffen im Kampfe bevorzugen, so ist der Grund dafür oft in der seelischen Veranlagung zu finden. Die Liebhaber der Fernwaffen, die aus sicherer Entfernung und aus einem Versteck heraus dem Gegner schaden können (Bogen, Steinschleuder, Blasrohr), sind meist nicht gerade die Tapfersten. Und Völker mit Nahwaffen führen diese

oft, weil sie die Fernwaffe als „feig" und „unkriegerisch" verachten; nur die „blanke Waffe", besonders das Schwert, ist bei ihnen eines wahren Mannes und Kriegers würdig! Diese Anschauung findet sich nicht nur bei Germanen und Römern, sondern in ausgesprochener Weise auch bei den ostafrikanischen Masai; sie verachten den aus sicherem Versteck mit dem Bogen schießenden Neger und gehen dem Feind im offenen Kampf mit dem kurzen Schwert und dem Stoßspeer zu Leibe. Sie besitzen zwar den Bogen, der ist aber nur zur Jagd gut und zur Verteidigung der alten Leute, die zur Manneswaffe nicht mehr greifen können.

Auch die Wirtschaftsform ist in erheblichem Maße von geistigen Erbanlagen abhängig und kann umgekehrt auch die Sinnesart eines Volkes in vieler Hinsicht beeinflussen. Der Hamite Afrikas ist seiner ganzen Veranlagung und Einstellung nach durchaus nur Viehnomade; bei seiner geistigen Beweglichkeit und seiner körperlichen Faulheit und Abneigung gegen jede schwere Arbeit verachtet er den Ackerbau in tiefster Seele und wird, wenn er durch Vernichtung seiner Viehbestände wirtschaftlich ruiniert und dem Hungertode nahe ist (manche Stämme kamen durch kriegerische Ereignisse oder durch Viehseuchen in diese Lage) lieber Jäger als Ackerbauer[3]). Umgekehrt hat das Viehnomadentum ohne jeden Zweifel durch seine Ungebundenheit zur Schaffung der typischen seelischen Eigenschaften der Hamiten mit beigetragen — vielleicht richtiger gesagt — die vorhandenen Anlagen verstärkt.

Der südafrikanische Buschmann ist ein derartig spezialisierter Jägernomade, daß er bei der immer stärkeren Einengung seines Jagdgebietes untergehen muß; er scheint nicht die Fähigkeit zu haben, zur Viehzucht oder zum Ackerbau überzugehen.

Ich habe früher einmal darauf hingewiesen[4]), daß man bei dem Kulturgut, das von anderen Völkern übernommen ist, zwei Gruppen unterscheiden kann, das „Lehngut" und das „Erbfremdgut"; „Lehngut" wird einfach dem Nachbar nachgemacht, „Erbfremdgut" kommt zusammen mit fremden Bevölkerungselementen ins Land und erhält sich infolge der eintretenden Rassenmischung; es erscheint im Kulturbild häufig als nicht recht assimilierter Fremdkörper. So findet sich bei einzelnen ostafrikanischen Negerstämmen die Zucht des Rindes, aber das Rind wird in keiner Weise ausgenutzt und verwertet: es wird nicht geschlachtet, man trinkt nicht die Milch, man benutzt es nicht als Zugtier, man verwendet auch nicht einmal den Dünger; die Rindviehhaltung ist also im Bereich des Hackbaues dieser Negerstämme etwas völlig Überflüssiges, nur eine unnötige Belastung ohne greifbaren Nutzen. Das Vorhandensein der Rindviehzucht bei diesen Stämmen ist nur so zu erklären, daß hamitische Rindviehzüchter ins Land gekommen sind und das Rind mitgebracht haben, dann aber rassisch in der Negerbevölkerung aufgingen. Das Rind hat sich dabei aber als Relikt erhalten; und so lange das Hamitenblut in der Bevölkerung noch seelisch wirksam ist, wird das Rind unbewußt als „dazugehörig" empfunden und bleiben.

Auch die Kunst ist in hohem Grade, besonders in der Art ihrer Ausprägung, volks- und rassenmäßig bedingt; aus der Verschiedenartigkeit der künstlerischen Veranlagung vor allem (nicht nur aus den Eigenheiten des Materials

[3]) Diese Abneigung der Hamiten gegen schwere körperliche Arbeit hat vielleicht auch rassenphysiologischen Ursprung: die Hamiten entstammen nördlicheren, nicht tropischen Gebieten und dürften schon deshalb der schweren Arbeit in den Tropen nicht gewachsen sein.

[4]) O. Reche, Zur Ethnologie des abflußbaren Gebietes Deutsch-Ostafrikas. Hamburg 1914. S. 120 ff.

und aus der geschichtlichen Entwickelung) erklären sich die stark abweichenden Kunststile und Kunstprovinzen, die in der Plastik und der Malerei ebenso zum Ausdruck kommen, wie in der Welt der Töne und des Tanzes.

Bei den Naturvölkern dient die Malerei neben ästhetischen hauptsächlich praktischen Zwecken: in grellen, hart gegeneinander stehenden, leuchtenden Farben werden Geräte, Waffen, Totenschädel oder auch der eigene Körper bemalt, teils

Abb. 9. Von einem Neger geschnitzte menschliche Figur.

Abb. 10. „Venus" von Willendorf. Europäische Eiszeit.

weil man das als schön empfindet, teils weil man damit zauberische oder religiöse Vorstellungen verknüpft. Auf den Gedanken aber, beispielsweise eine Landschaft möglichst naturgetreu wiederzugeben, ist niemals ein Neger oder Indianer oder Südseeinsulaner gekommen: das liegt ihnen rassisch weltenfern.

Man kann Rassen mit fast fehlender und andere mit sehr ausgeprägter künstlerisch-dekorativer Begabung feststellen: bei den afrikanischen Pygmäen z. B. ist kaum etwas von Ornamenten zu entdecken, bei der germanischen Wikingerkultur aber, oder bei den Japanern und bei vielen Südseestämmen gibt es kaum einen Gegenstand, den nicht das künstlerische Bedürfnis in eine schöne Form gebracht und mit reich ausgestalteten Ornamenten bedeckt hat.

Oder vergleichen wir die Plastiken: wie ganz anders geartet, wie rassenmäßig verschieden sind die Schnitzereien, besonders die Menschendarstellungen der Neger (Abb. 9) von denen der Europäer der Eiszeit (Abb. 10) oder denen

der Südseeleute (Abb. 11) oder den Standbildern der alten Griechen oder den Plastiken Thorwaldsens! Aus jeder Gruppe spricht ein deutlicher Stil, eine höchst charakteristische Rassenseele! Es ist völlig undenkbar, daß Neger jemals die griechischen Kunstwerke hätten erfühlen und bilden können, und ebenso undenkbar, daß die Griechen eine Negerplastik oder moderne Europäer aus ihrem innersten, echtesten künstlerischen Empfinden Werke afrikanischen Kunst-

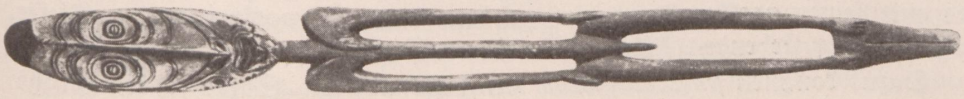

Abb. 11. Von einem Neuguineamann geschnitzte menschliche Figur.

stiles oder eine indische Götterfigur schaffen könnten. Und wenn wir heute in Kunstausstellungen derartige von Europäern fabrizierte Dinge sehen, so ist das einfach Nachahmung, so sehr es uns auch mit allen Mitteln als „neueste europäische Kunstrichtung" angepriesen wird.

Prinzipiell die gleichen Beobachtungen machen wir bei den Kunstbauten, besonders denen religiöser Natur: die zum Himmel emporstrebenden gotischen Dome, die indischen Tempelbauten, die chinesischen Pagoden, die Kulthäuser der Südsee sind in ihrer Formengebung nicht nur aus Material oder Umweltwirkungen zu erklären (der Natur des Materiales widersprechen sie sogar zum Teil), in ihnen äußert sich vielmehr in erhabener Deutlichkeit die Seele der Erbauer und die zu einem großen Teil erbmäßig bedingte Verschiedenheit der religiösen Bedürfnisse.

Auch die Musik ist durch die Rasse beeinflußt: die chinesische klingt uns und die europäische den Chinesen wie Katzenmusik. Wir verlangen in erster Linie Harmonie und Melodie, beim Neger aber ist der Rhythmus die Hauptsache, und nicht zuletzt die Tonstärke, der Lärm.

Und wie grundverschieden ist, nicht nur infolge von Überlieferung und allerlei Umwelteinflüssen, sondern als Folge des rassenmäßig verschiedenen Körperbaues, des anderen Temperamentes und überhaupt der andersartigen geistigen Bedürfnisse der Tanz der Völker: bei vielen ist er ausschließlich eine feierliche, zeremonielle, kultische Handlung, bei anderen vor allem ein Ausfluß des Bedürfnisses nach Rhythmus, nach ausgelassener Freude, nach starker körperlicher Bewegung, wobei z. T. recht deutlich sexuelle Momente hineinspielen. Man vergleiche das wilde Umherspringen vieler Primitiver mit den höfischen europäischen Kunsttänzen, die aufgeregten Kriegstänze mit den Sitztänzen der Polynesier oder den feierlichen Bewegungen der javanischen Berufstänzerinnen oder den religiösen Tänzen beispielsweise der Tibeter.

Die Äußerungen des Kunsttriebes führen uns hinüber zum *geistigen* Kulturbesitz; dieser ist erst recht in unendlich vieler Hinsicht von angeborenen, ererbten, also besonders Rasseneigenschaften abhängig, und zwar ebenfalls wieder von morphologischen, physiologischen und geistigen.

Nehmen wir z. B. die Sprache: sie ist in allererster Linie durch die körperliche Beschaffenheit, durch den Bau der Sprachorgane bedingt, also durch die Form der Lippen, der Zunge, des Gaumens, des Gaumensegels, des Kehlkopfes und seiner Teile, der Nase usw.; und diese Teile sind bei den Rassen recht verschieden gebaut. So kommt es, daß manche Rassen diese, andere jene

Laute und Lautzusammenstellungen bevorzugen und umgekehrt manche andere schwer oder gar nicht aussprechen können, daß man überhaupt die Sprache einer anderen Rasse niemals — schon rein technisch — wirklich ganz erlernen kann. So reden die Neger der Vereinigten Staaten von Amerika zwar Englisch, aber dieses Englisch klingt schon ganz anders, als das der weißen Amerikaner, es ist eben ein dem Negersprechmechanismus angepaßtes Englisch. Andererseits gehören zum richtigen Sprechen einer Negersprache der geräumige Mund des Negers mit seiner großen Zunge, es gehören dazu die vorspringenden Kiefer, die großen schräg stehenden Zähne und die wulstigen Lippen.

Dazu kommen *physiologische* Einflüsse auf die Sprache: die Größe der Lunge, das Tempo des Atmens, der Herztätigkeit usw.

Von außerordentlicher Wirkung auf die kulturelle Leistungsfähigkeit überhaupt ist die Physiologie des Geschlechtslebens. Tritt die Geschlechtsreife früh ein und fordert sie dann gleich stürmisch ihre Rechte, so sind die Folgen eine geistige Frühreife, aber vielfach auch ein sehr schnelles Nachlassen der Geistigkeit; umgekehrt hat die späte Geschlechtsreife ein langsames Reifen auch der geistigen Entwickelung und ein langes Vorhalten der geistigen Fähigkeiten zur Folge. Bei frühreifen Rassen bleibt infolge der starken Anforderungen der Sexualität gewissermaßen keine Kraft für kulturelle Leistungen — so z. B. beim Neger — und so kommt es, daß die kulturellen Höchstleistungen wohl ausschließlich von Völkern mit später Geschlechtsreife geschaffen wurden.

Stärker als von morphologischen und physiologischen Erbeigenschaften ist der geistige Kulturbesitz selbstverständlich von den *geistigen* Erbanlagen abhängig.

Bleiben wir zunächst beim Beispiel der Sprache. Schon Wilhelm v. Humboldt [5]) hat darauf hingewiesen, daß die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues aus der verschieden gearteten „Rassenseele" entstanden und nur so zu erklären sind. Jede der großen Hauptrassen — richtiger Menschen-Arten — muß schon während ihrer Entstehung in dem dafür notwendigen Zustand der Isolierung ihren eigenen Sprachtyp geschaffen haben, so wie er dem Bau ihrer Sprachwerkzeuge, ihrem Gehör, ihrem ästhetischen Gefühl, ihrer geistigen Regsamkeit, ihrem Denkvermögen, ihrer Vorstellungskraft, ihrer konstruktiven und logischen Begabung, kurz ihrer gesamten körperlichen und seelischen Anlage am besten entsprach [6]). Die Sprache ist also ganz außerordentlich rassenmäßig bedingt, ist ein Ausdruck der „Rassenseele".

Alle Völker und Rassen zeigen z. T. erhebliche Unterschiede in der Art, wie sie auf gleiche Reize reagieren, Unterschiede in der psychischen Nuance. Angesichts der Verschiedenheit dieses Mitschwingenden, dieser Gefühlsbetonung hat der Amerikaner Price Collier mit Recht auf die im Grunde bestehende Unübersetzbarkeit einer Sprache in die andere hingewiesen [7]). Als Beispiel führt er die Worte „Liebe", „love" und „amour" an; sie seien nichts weniger als gleichbedeutend: „in unseren Augen ist ‚love' das kälteste, reinste und vielleicht auch loyalste von den dreien. ‚L'amour' klingt uns verführerisch, verlockend, ‚Liebe' dagegen ist freundlich, weich und kindlich". — Eine Äußerung, die dem deut-

[5]) W. v. Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. 2. Aufl. 1880, Band 2, S. 21.

[6]) O. Reche, Rasse und Sprache. Archiv für Anthropologie. N. F. Bd. 18, 1921, S. 208 ff.

[7]) Price Collier, Deutschland und die Deutschen. — Zitiert nach Elias Hurwicz, Die Seelen der Völker. 1920. S. 12.

schen Begriff „Liebe" in seiner Vielseitigkeit allerdings nicht gerecht wird. — „So nahe" — heißt es dann weiter — „heutzutage die Nationen der Erde einander auch stehen, sind sie in ihrer Gedankenwelt doch meilenweit auseinander. Jede baut ihr Leben in Worte hinein, und die Worte ähneln einander ebensowenig wie zur Zeit des Turmbaues zu Babel. Wir übersetzen einander nur in die eigene Sprache und verstehen einander ebensowenig wie zuvor".

Wichtig und typisch für die Abhängigkeit der Sprache von der Erbanlage ist ja auch, daß eine Sprache beim Übergang von einem Volk zum anderen sich ganz erheblich verändert: sie paßt sich dem anderen Volk und seiner Seele an.

Wie bei der Sprache steht es auch bei allen anderen geistigen Kulturgütern: keines kann den Geist seiner Schöpfer verleugnen.

Nehmen wir als weiteres Beispiel den Staat: in ihrem starken Partikularismus haben es die Griechen des Altertums trotz ihrer so umfassenden Begabung niemals zu einem gut aufgebauten, straff organisierten größeren Staat gebracht; die besonders organisatorisch und militärisch begabten Römer schufen das Muster eines solchen.

In Afrika ist kein einziges größeres Staatengebilde von zweifellos rassenreinen Negern gegründet; sie haben ganz offenbar der Erbanlage nach keine staatenbildende Kraft; Staatenbildner sind in Afrika stets nur Hamiten und Semiten gewesen (oder Neger mit starkem hamitischen Bluteinschlag).

Wenn es gerade den Engländern gelungen ist, weite und sehr verschieden geartete Länder in ihr kunstvoll aufgebautes Reich einzufügen, so ist das durchaus auf eine entsprechende angeborene Befähigung zurückzuführen. Vorbedingung sind der Tatendrang des Engländers, seine Zähigkeit in der Erreichung eines Zieles, seine Willensstärke, seine Ruhe, sein ausgeprägter Nützlichkeitssinn und nicht zuletzt die Leichtigkeit, mit der er von jeder Schematisierung absieht und bei der Organisation stets den Verhältnissen und den Menschen Rechnung trägt. Diese Eigenschaften kommen auch in der Organisation der englischen Heimat immer wieder zum Vorschein; es kommt in der Politik recht wenig auf die Parteien und ihre Programme an, ausschlaggebend ist die Persönlichkeit der politischen Führer, ihr Persönlichkeitswert; und so ist England vor vielen in anderen Ländern eintretenden unerfreulichen Folgen des Parlamentarismus in hohem Maße verschont geblieben. Dank des so ausgeprägten Unabhängigkeitssinnes konnte im Aufbau des englischen Staates das System der „organisierten Freiheit", wie es Karl Peters genannt hat[8]), durchgeführt werden, und dank des Nützlichkeitssinnes und des natürlichen politischen Instinktes besitzt in England, trotz allen individuellen Freiheitsbedürfnisses, die „Staatsraison" die größte Autorität[9]).

Auch das Recht ist nicht nur von der Höhe und Art der Zivilisation oder von geschichtlichen Vorgängen, sondern auch von dem rassenmäßig bedingten, angeborenen Rechtsempfinden abhängig. Die Zivilisation des reifen römischen Reiches unterscheidet sich in Art und Höhe nicht allzu sehr von unserer heutigen, und doch hat die Einführung des aus einem ganz anderen, einem formalistischen Geiste geborenen römischen Rechtes in Deutschland sehr schwerwiegende Folgen gehabt, und der Ruf nach Rückkehr zu deutschem Recht und deutschem Rechtsempfinden wird nicht aufhören, bevor ihm Genüge getan ist.

[8]) Carl Peters, England und die Engländer. Berlin 1905.
[9]) Vergl. Elias Hurwicz, Die Seelen der Völker. 1920, S. 43 ff., 48, 91.

Andererseits ist unser Rechtsempfinden dem Chinesen oder dem Indianer oder dem Neger unverständlich und umgekehrt. China ist doch unbestritten ein altes Kulturland, und doch braucht es Strafen von einer uns erschütternden Grausamkeit, denn mildere würden bei der Geistesart der großen Mehrzahl der Chinesen unwirksam sein.

Auf den Gebieten der Philosophie und Religion liegen die Dinge nicht anders: auch hier ist überall die ererbte geistige Anlage zu spüren. Es gibt philosophisch besonders begabte Völker und es gibt unphilosophische. Das philosophische Denken des Engländers ist schon ein rassenmäßig anderes, als das des Deutschen, des Franzosen oder des Slaven; in Europa überhaupt philosophiert man anders als bei den Asiaten oder Afrikanern.

Stark rassisch bedingt sind in vieler Beziehung die Bedürfnisse und Äußerungen der Religion. Der durchaus das Gepräge nationaler Eigenart tragende Buddhismus z. B. hätte nie in Europa, Afrika oder Amerika entstehen können, der Mohammedanismus ist durchaus ein Kind der arabischen Halbinsel und das nur aus den Verhältnissen und der rassischen Zusammensetzung Vorderasiens verständliche Urchristentum hat bei der Einführung in Europa recht erhebliche Lokalfärbungen angenommen. Das Christentum hat sich in Anpassung an nationale Eigenschaften bekanntlich immer wieder in Sonderkirchen gespalten; „es ist nicht Zufall", sagt Oberhummer[10]), „daß eine Konfessionskarte von ganz Europa ein ähnliches Gesamtbild zeigt, wie eine ethnographische, da die Verteilung der drei Hauptkonfessionen überwiegend, wenn auch nicht im einzelnen, den drei Völkergruppen der Germanen, Slawen und Romanen entspricht. Die siegreiche Entfaltung des evangelischen Christentumes ist von der germanischen Grundlage nicht hinwegzudenken, so wenig wie die zur Schau getragene kirchliche Frömmigkeit und religiöse Heuchelei von der angelsächsischen, und der äußere Prunk mit seinem Bilder- und Heiligenkultus vom slawisch-orientalischen Volkstum". Selbst die katholische Kirche „konnte wohl in Lehre und Formen des Kultus die Einheit aufrecht erhalten; aber auch sie kann die tieferen Unterschiede nicht verwischen, die den katholischen Rheinländer vom Sizilianer oder Spanier in ihrem Verhältnis zur Kirche trennen".

Auch für die Frage der Herkunft der einzelnen materiellen und geistigen Kulturgüter kann die Ethnologie von der Hilfe der Anthropologie wertvolle Aufschlüsse erwarten: die anthropologische Untersuchung weist die einzelnen Rassen nach, aus der sich die Bevölkerung zusammensetzt, und zeigt damit die Träger bestimmter Kulturelemente.

Überschauen wir das bisher Gesagte, so müssen wir feststellen: materieller wie geistiger Kulturbesitz der Völker ist in außerordentlich hohem Maße von den morphologischen, physiologischen und auch von den seelischen Anlagen der Völker und Rassen abhängig, und wir können den Kulturbesitz in seiner Herkunft und Ausprägung nur dann verstehen, wenn wir die Volks- und Rassenseigenschaften berücksichtigen. Es ist also unmöglich, Ethnologie ohne Beachtung der Anthropologie zu treiben; Ethnologie ohne Anthropologie ist sozusagen ein Einäugiger, dem das plastische, das perspektivische Sehen fehlt.

Wie liegen die Dinge umgekehrt, kann der *Anthropologe ohne die Hilfe der Ethnologie* auskommen?

[10]) E. Oberhummer, Völkerpsychologie und Völkerkunde. Mitteilungen der Wiener Akademie der Wissenschaften. Wien 1923. S. 18.

Vor allem bei der Frage nach der rassischen Zusammensetzung einer Bevölkerung wird die Anthropologie die Hilfe der Ethnologie anrufen. Das Wissen über die Herkunft mancher Kulturgüter — besonders wenn es sich um „Erbfremdgut" handelt — wird auch über die Heimat verschiedener Bevölkerungsbestandteile Auskunft geben. Wir haben es hier allein schon mit einem außerordentlich umfangreichen Kapitel zu tun, über das sich sehr viel sagen ließe, denn bei jedem einzelnen der unzählbaren Völker ist der Anthropologe bei der Rassenanalyse auf die Hilfe des Ethnologen angewiesen.

Damit nicht genug: die neuere Forschung kommt immer mehr zu der Überzeugung, daß die morphologischen, physiologischen und psychischen Rasseneigenschaften in ihrer äußeren Ausprägung zu einem Teile durch die Zivilisation und ihre Höhe beeinflußt werden, daß man sie also nur dann richtig werten kann, wenn man diesen Einfluß berücksichtigt.

Die Zivilisation scheint z. B. einen gewissen Einfluß auf die Form des Schädels auszuüben und zwar durch die Domestikation. Schon vor längerer Zeit haben mehrere Forscher darauf hingewiesen[11]), daß die Wildformen des Schweines, des Rindes und des Hundes einen mehr langgebauten, die domestizierten, also die Haustierformen, einen kürzeren, breiteren Schädel besitzen: wahrscheinlich eine Folge der abgeänderten Lebens- und Ernährungsweise, auch der veränderten Inanspruchnahme der Muskulatur. Ich halte es für wahrscheinlich, daß auch beim Menschen sich eine derartige Domestikationswirkung wird nachweisen lassen, daß man bei höher zivilisierten Rassen eine „Wild-" und eine „Domestikationsform" des Schädels wird unterscheiden können (natürlich mit zahllosen Übergängen); die „Wildform" wird dann verhältnismäßig lang und schmal, die „Domestikationsform" breiter und vielleicht auch etwas kürzer sein. Erweist sich diese Annahme als richtig, so würde die im Laufe der Geschichte festzustellende Zunahme des Längen-Breiten-Index beispielsweise in Nord- und Nordwestdeutschland nicht ausschließlich auf die Beimischung einer kurzköpfigen Rasse zurückzuführen sein (wie man bisher meist annahm), sondern zu einem Teile auf Domestikationswirkung. Damit soll aber selbstverständlich nicht gesagt sein, daß alle oder auch nur die Mehrzahl der deutschen „Kurzköpfe" als „Domestikationsformen" anzusprechen seien; überall dort z. B., wo zugleich mit höherem L.-B.-Index dunkle Farben, uneuropäische Nasen oder sonstige fremde Eigenschaften auftreten, wird man unbedingt auf fremde Rassenbeimischung schließen müssen. Ich glaube, wir werden zu der Erkenntnis kommen, daß die rassenmäßige Schädelform in ihrem Phänotypus nicht ganz so unveränderlich ist, wie man bisher glaubte, daß also nicht ein bestimmtes Längen-Breiten-Verhältnis des Schädels rassenmäßig bedingt und vererbt wird, sondern eine rassenmäßig fixierte Schwankungsbreite dieses Verhältnisses, die allerdings meist nicht sehr groß sein dürfte; der Phänotypus entsteht dann — ohne daß natürlich der Genotypus verändert wird — unter den Einflüssen der „Umwelt" (im weitesten Sinne dieses Begriffes).

Größer als in den Maßen werden die Unterschiede zwischen „Wild"- und „Domestikationsform" in manchen anderen Eigenschaften sein. Die „Wildform" (Abb. 12) wird dicke und harte Knochen, ein robustes Aussehen, starke und scharfkantige Muskelansätze, deutliche Überaugenwülste, schrägere Stirn, einen mas-

[11]) Z. B. bei B. Klatt: Mendelismus, Domestikation und Kraniologie. Arch. f. Anthr. N. F. Bd. XVIII. 1921. S. 225—250.

siveren Unterkiefer mit breitem und steilem aufsteigenden Ast, große, kräftige gesunde Zähne haben; die „Domestikationsform" (Abb. 13) dünnere Knochen, schwache Muskelansätze, grazilere Form, schwache oder fehlende Überaugenwülste, steilere und geräumigere Stirn, schwächere Zähne, zierlicheren Unterkiefer.

Es erscheint mir ganz zweifellos, daß auch das Gehirn infolge der erheblich veränderten Inanspruchnahme seiner Teile (Geruch, Gehör, Gesicht

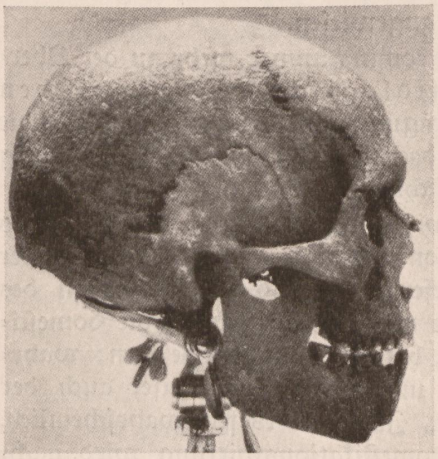

Abb. 12. „Wildform" eines nordischen Schädels. Jüngere Steinzeit Böhmens.

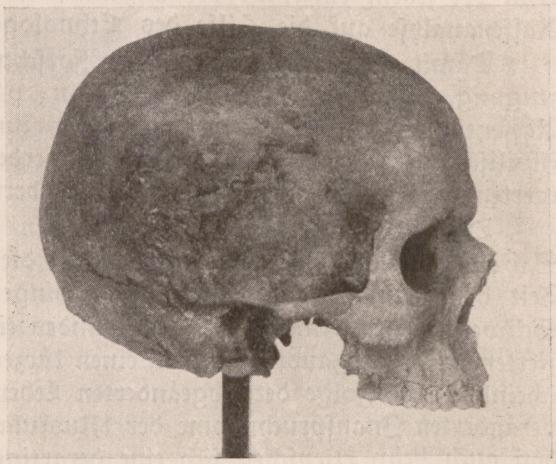

Abb. 13. „Domestikationsform" eines nordischen Schädels. Etrusker.

werden weniger oder anders verwendet und die Abschnitte, in denen das Denken lokalisiert ist, werden stärker beansprucht) durch die Zivilisation und Domestikation wichtige Formveränderungen erfährt, und seinerseits Formveränderungen des Schädels verursacht, z. B. im Bereich des Stirnhirnes; Untersuchungen an Haushunden weisen auf derartige Vorgänge hin.

Ich könnte mir vorstellen, daß auch die Gesichtsform durch die Domestikation verändert wird, daß z. B. die bei der „Wildform" stark nach der Seite ausladenden Jochbögen sich bei der „Domestikationsform" infolge des Schwächerwerdens der Kaumuskulatur enger an die Schädelwand anschmiegen, wodurch das Gesicht schmäler wird.

E. Fischer nimmt an[12]), daß die großen rassenmäßigen Unterschiede in der Haarform Domestikationswirkungen sind. Besonders die Lockenbildung und das Kraushaar erscheinen ihm als „Haustiereigenschaften", ähnlich wie bei Ziege, Schaf und Haushunden. Über das Wie und Warum läßt sich allerdings noch nichts sagen. Fischer faßt diese Haarformen als Idiovariationen auf, also als Erbänderungen.

Nach Fischer sind auch die hellen Farben der nordischen Rasse Domestikationseigenschaften, die durch Auslese gefestigt sind; derartig helle Farben finden sich ja auch bei vielen Haustieren, nie bei Wildformen (abgesehen von den Anpassungen der Farbe an Schnee und Eis).

[12]) An mehreren Stellen, z. B. in Spezielle Anthropologie, im Band „Anthropologie" aus der „Kultur der Gegenwart", Teubner 1923, S. 134 und „Zur Frage der Domestikationsmerkmale des Menschen", Zeitschr. f. Sexualwiss. Bd. 8. 1921 und „Die Rassenmerkmale d. Menschen als Domestikationserscheinungen", Zeitschr. f. Morph. u. Anthr. Bd. 18.

Auch die verschiedenen Stufen der Zivilisation, die Wirtschaftsformen und sogar der Beruf sind nicht ohne Einfluß auf die körperlichen Eigenschaften: an harte Feldarbeit gewöhnte Bauern sind stämmig, untersetzt, muskulös und schwerfällig, Hirtennomaden im Gegensatz dazu meist überschlank, sehnig und geschmeidig.

Es gibt an Flüssen wohnende, Paddelboote benutzende Stämme, bei denen infolge des vielen Ruderns Oberkörper und Arme übermäßig entwickelt und außergewöhnlich muskulös sind, während die wenig benutzten Beine verhältnismäßig schwächlich erscheinen.

Oder einige Beispiele für den Einfluß des Berufes: ein Schmied sieht in seiner robusten Gestalt ganz anders aus, als der gleichrassige, meist schwächliche, kleine und hagere Schneider, und von den Segelschiffmatrosen ist bekannt, daß sie besonders lange und kräftige Arme und Beine haben.

S. Wurzinger hat neuerdings, unter Mitverwendung aller bisherigen Untersuchungen, festgestellt, daß die Umwelteinflüsse, besonders die Berufsarten, „wesentlichen Anteil an der Gestaltung des Habitus" haben, „und zwar in dem Sinne, daß der leptosome Typus mehr bei den Kindern von Kopfarbeitern, der eurysome mehr bei denen der Handarbeiter vorkommt[13])".

„Konstitution und Rasse sind nach dem heutigen Stand der Forschung weder völlig zu trennende, noch vollkommen identische Begriffe. Beide überlagern und ergänzen sich vielmehr" (Wurzinger).

Nicht minder groß ist der Einfluß, den Zivilisation und Domestikation auf die *physiologischen* Rasseneigenschaften ausüben. Eugen Fischer ist es wieder gewesen[14]), der darauf hinwies, daß z. B. die Unterschiede in den sekundären Geschlechtsmerkmalen bei den Menschenrassen ebenfalls durch die Domestikation beeinflußt sein dürften, also die rassenmäßig verschiedene Ausprägung des Männerbartes, der männlichen Schulterbreite, des männlichen härteren Gesichtsausdruckes, usw., oder der weiblichen Hüftenbreite und Fettanhäufung in der Hüftgegend, der weiblichen rundlicheren Formen u. dgl. mehr.

Auf Wirkung der Domestikation ist es zweifellos auch zurückzuführen, wenn der Mensch in seinem Geschlechtsleben von der Jahreszeit unabhängig geworden ist, wenn also Befruchtung und Geburt jederzeit erfolgen können.

Nicht unwichtig ist, daß die Zivilisation auch die Akklimatisationsfähigkeit verändert, verbessert, eine Eigenschaft, in der die Rassen nicht geringe angeborene Unterschiede aufweisen. Der Primitive, wenig Zivilisierte, ist dem Klima fast ebenso ausgeliefert, wie das Tier; der Zivilisierte hat die Möglichkeit, durch Kleidung, Wohnungsbau, Seuchenbekämpfung, Medikamente, hygienische Lebensweise die Wirkungen eines ungünstigen Klimas in erheblichem Maße herabzusetzen und die Akklimatisationsfähigkeit seines Körpers allmählich zu verbessern.

Daß endlich auch die *seelischen* Eigenschaften einer Bevölkerung durch die verschiedenen Arten der Zivilisation beeinflußt werden, bedarf kaum einer Erwähnung. Schon die alten Kulturvölker mußten die Erfahrung machen, daß die Zivilisation nicht nur den Körper, in vieler Beziehung auch die Seele verweich-

---

[13]) Stephan Wurzinger, Habitustypen und Körperentwicklung im Schulalter nach Studien an 510 Münchener Volksschülern. Ztschr. f. Konstitutionslehre. 1928. Bd. 13. Heft 6. S. 715—778.

[14]) E. Fischer, Die sekundären Geschlechtsmerkmale und das Haustierproblem beim Menschen. Festschr. f. Ed. Hahn. 1917. — E. Hahn, Menschenrassen und Haustiereigenschaften. Z. f. Ethn. 1915.

licht, sie weniger widerstandsfähig macht. Der Geist wird oft genug überanstrengt, es bilden sich die verschiedenen Grade der Nervosität, der Nervenkrankheiten.

Oder man vergegenwärtige sich die ganz unübersehbaren Wirkungen, die beispielsweise durch den Schulzwang auf die geistige Entwicklung der Bevölkerung ausgeübt werden, oder die Einflüsse des Großstadtlebens auf die Intelligenz, auf das Gedächtnis, auf die Schöpferkraft.

Ebenso wie auf die Körperform wirken die verschiedenen Arten der Zivilisation auch auf die Seelen der Völker: Bauernvölker sind stets seßhaft, ruhig, friedlich, geistig schwer beweglich; Hirtennomaden aber fast immer unruhig, beweglich, unternehmungslustig, herrschsüchtig und kriegerisch.

Unendlich starke Einflüsse übt die Zivilisation schließlich auf Gebieten aus, die aus dem Rahmen der eigentlichen Anthropologie etwas herausfallen, auf denen der „biologischen Anthropologie" und „Eugenik" (der „Erbgesundheitslehre").

Im Zustand der Domestikation bleiben viele Leben erhalten, die unter primitiveren, biologisch normaleren Verhältnissen ihrer Untauglichkeit wegen untergehen und nicht zur Fortpflanzung gelangen würden.

Gerade diese Untüchtigen werden aber im Zustand der Zivilisation durch die Humanität, durch die soziale Fürsorge förmlich bevorzugt und pflanzen sich ganz ungehindert fort. Umgekehrt kommen endlich viele Tüchtige — besonders aus den führenden Schichten der Bevölkerung — gar nicht oder sehr spät zum Heiraten, bekommen schon infolge der geringeren Dauer der Ehe oder durch absichtliche Einschränkung zu wenig Kinder; gerade die tüchtigsten und am meisten kulturschöpferisch veranlagten Familien sterben dadurch überraschend schnell aus. Die unausbleibliche Folge ist, daß sich die untüchtigen, minderwertigen Erbstämme von Generation zu Generation vermehren, daß sich die tüchtigen aber immer stärker verringern, bis sie in wenigen Jahrhunderten ganz ausgestorben sind. Und damit geht die Kultur des betroffenen Volkes rettungslos zugrunde, denn es ist leider nicht so, daß sich aus einer minderwertigen Bevölkerung, wie ein Phönix aus der Asche, immer neue Kulturträger bilden können; wir wissen jetzt, daß die kulturelle Schöpferkraft an die Erbanlagen eines sowieso nicht sehr zahlreichen Bevölkerungsteiles geknüpft ist. Geht dieser Bevölkerungsteil zugrunde, so erlischt die kulturschöpferische Kraft.

Im Zustande der Zivilisation — besonders im Zustande der Hochzivilisation — ist also die ursprüngliche „natürliche Auslese" nicht mehr wirksam; und so gehen die Kulturen nicht durch irgendein rätselhaftes Schicksal zugrunde, sie sterben einfach aus, zusammen mit den schöpferisch begabten Familien.

Unsere Naturerkenntnis, unser Wissen über die wichtigsten erbbiologischen Dinge, ist aber heutzutage so weit fortgeschritten, daß wir das einzig wirksame Gegenmittel gegen dies Versagen der „natürlichen Auslese", gegen das Aussterben der Kulturen kennen: es heißt „bewußte künstliche Auslese"! D. h. wir müssen endlich, ehe es zu spät ist, alle Maßnahmen treffen, um die stark unterwertigen Bevölkerungsteile aus allen Schichten und Ständen in der Fortpflanzung stark zu behindern oder ganz auszuschalten, und um andererseits alle wertvollen Elemente zu möglichst kräftiger Fortpflanzung zu bringen.

Wir müssen also einen Geburtenüberschuß der Tüchtigen erreichen.

Werfen wir einen Rückblick auf dieses Kapitel, auf die Einwirkungen der Zivilisationen und Kulturen auf anthropologische, auf rassenmäßige Dinge, so

sehen wir, daß zahllose anthropologische und biologische Fragen nur mit Hilfe der Kulturforschung verständlich sind, daß also der Anthropologe die Ethnologie (Kulturgeschichte) des Menschen ebensowenig entbehren kann, wie der Ethnologe die Anthropologie.

Aber selbst beide zusammen können nicht alle in ihren Bereich fallenden Fragen lösen; es sei hier nur kurz erwähnt, daß sie die Hilfe zahlreicher anderer Wissenszweige brauchen, die ihrerseits wieder von Kultur- und Naturgeschichte des Menschen bedeutsame Anregungen erfahren. Als wichtigste Hilfswissenschaften seien nur genannt: Geographie, Urgeschichte und Geschichte, vergleichende Sprachwissenschaft, Philosophie, Psychologie, Zoologie, Vererbungsforschung, Anatomie und Physiologie.

Fassen wir zusammen. Im Rahmen eines kleinen Aufsatzes waren selbstverständlich nur kurze Hinweise möglich; jedes einzelne der zahlreichen hier angeschnittenen Kapitel läßt sich zu einer ausführlichen Beweisführung ausbauen. Immerhin geht schon aus den hier gemachten Andeutungen und Überlegungen hervor: Natur- und Kulturgeschichte des Menschen sind durchaus aufeinander angewiesen, müssen stets Hand in Hand arbeiten und können jede für sich allein zu keinen endgültigen, umfassenden Resultaten kommen. Man kann den Menschen und die Menschenrassen eben nicht begreifen, wenn man sie von ihrer Umwelt, ihrer Geschichte und ihrer Kultur trennt, und ebensowenig versteht man die Kulturen ohne den Menschen, dessen geistige Kinder sie doch sind! Kulturen und Zivilisationen sind das Produkt aus Rasse, Geschichte und Umwelt.

Preisausschreiben für nordische Ahnentafeln mit Bildern.[1]

Der Wettbewerb für die beste bebilderte nordische Ahnentafel hat offenbar großes Interesse gefunden. Trotz der großen Schwierigkeiten, die für Manche die Beschaffung der oft weit verstreuten oder verschollenen Ahnenbilder bietet, haben sich bisher schon über 120 Anwärter die erforderlichen Vordrucke kommen lassen. Das bisher an eingereichten Ahnentafeln vorliegende Material ist, abgesehen von seiner oft geradezu überraschenden Lehrhaftigkeit für Erbgänge innerhalb einzelner Familien, zum Teil sehr gut. — An die Veranstalter ist in den letzten Wochen von verschiedenen Beteiligten der Wunsch herangebracht worden, die Einreichungsfrist zu verlängern, weil die Bilderbeschaffung unvorhergesehene Schwierigkeiten mache, die aber bei etwas größerer Zeitspanne ohne Weiteres zu überwinden seien. Die Einreichungsfrist ist daher bis zum 1. Juli 1928 verlängert worden. Es wird darauf hingewiesen, daß für die Einreichung Vordrucke verwendet werden sollen, die beim „Nordischen Ring", Berlin-Neu-Tempelhof, Wiesenerstr. 28, zu haben sind. Dort können auch Photographen nachgewiesen werden, die unterrichtet und bereit sind, bei Zeitmangel der Bewerber die Ahnentafeln selbständig und ordnungsmäßig nach den eingesandten Lichtbildern herzustellen.

[1] Vgl. „Volk und Rasse" 1927, Heft 4, Seite 239.

Kleid und Rasse.

Von Rose Julien, Berlin.

1. Volkstracht und Rasse.

Seitdem der Forscher G. Schweinfurth wider die Ethnologie den Vorwurf erhoben hat, sie habe die Kostümkunde allezeit als Stiefkind behandelt, sind der Stimmen, die in diesem Sinne mahnen, immer mehr geworden. Die Ursache mag an dem Grundsätzlichen der Trachtenforschung gelegen haben, die im allgemeinen immer nur kleinere Sondergebiete behandelt hat, so daß der Ausblick auf größere Zusammenhänge erschwert blieb. Auch mag wohl vielfach die Vergänglichkeit des Stoffes, in dem hier menschliche Wesensart ihren Ausdruck fand, zur Annahme von Zufälligkeiten geführt haben.

Und doch bietet sich, bei richtigem Schauen, gerade hier eine Fundgrube für die Völkerwissenschaft. Aus der bunten Vielheit heben sich Grundlinien großer Einheiten heraus, in deren Einfachheit und Schönheit eine wunderbare Logik zum Ausdruck kommt. Nichts von Zufälligkeit. Alles Ausdruck einer inneren Kraft, die man, soweit das Rassekleid in Betracht kommt, wird als völkischen Individualismus bezeichnen müssen.

Daß Bauweise — Stile — die Geistigkeit von Rassen, Stämmen, Epochen architektonisch verkörpern, ist unbestritten. Es erscheint nur folgerichtig, daß Bekleidungsformen, gerade um der Anpassungsfähigkeit des Materials willen, Besonderheiten in noch feinerer Weise zum Ausdruck bringen.

Trotz des raschen Schwindens unserer Volkstrachten lassen sich noch immer solche einheitliche Gruppen nachweisen, vor allen Dingen bei den Frauentrachten. Es wäre dabei unrichtig, die Behauptung aufzustellen, daß nicht auch bei den Männertrachten noch vereinzelt Rassisches vorkäme. Sind wir doch eben dabei, seit Jahrhunderten zum erstenmal wieder, eine deutsche Männertracht zu entwickeln. Es ist dies die tirolisch-oberbayerische, die weit bekannt und vielbeliebt, erst um 1806 durch tirolische Holzknechte nach Bayern kam. (Felix Dahn nach Lentner in der „Bavaria".) Die lebfrische Ausdehnungskraft, die sie seither entfaltete, hat ihr nicht nur das ganze Gebirge erobert, sondern auch weithin im Reich Eingang verschafft, wo Jägerei, Sport, Landwirtschaft sich ihre praktischen Werte zunutze machten. Schon erzählt man im Ausland, der reisende Deutsche sei am grünen oder Lodenhut weithin erkennbar. Dies ist aber doch nur ein Sonderfall, ein Beweis, daß wir noch immer natürliche Trachtenbewegung haben; Grundsätzliches läßt sich daraus nicht gewinnen.

Schon W. H. Riehl hat erkannt, daß in der Kleidung der Frau der Rassegedanke stärker und nachhaltiger zur Geltung kommt. Hier ist auch einwandfrei der einfach schöne Grundsatz nachzuweisen, daß der Grundschnitt des Gewandes auf eine deutsch-germanische Urform zurückzuführen ist, während die Kopfbedeckung Stammeszugehörigkeit andeutet. Diese deutsche Grundform, die durch Moorfunde aus vorgeschichtlicher Zeit verbürgt ist, besteht in ursprünglichster Art aus einem den Oberkörper umschließenden Leibchen ohne Ärmel, an das der untere Teil rockartig angenäht war. Darüber wurde ein ebenfalls aus Leinen bestehendes „Oberhemd" über den Oberkörper gezogen. Es hatte lange, angeschnittene Ärmel, war vorn offen und ca. 30 cm lang. Wir würden das heute Jacke oder Bluse nennen. Dieser Grundschnitt war nicht nur für das

unterste Gewandstück maßgebend. Es bildete sich daraus mit der Zeit auch das Oberkleid, das wir heute als Volkstracht bezeichnen. Bei alten Frauen in der Gegend von Hoyerswerda und an der Oder (Kreis Weststernberg) habe ich noch um die Jahrhundertwende diesen früheste Vorzeit entstammenden Grundschnitt des untersten Kleidungsstückes festgestellt. Er dürfte inzwischen mit ihnen ausgestorben sein, da das jüngere Geschlecht zwar noch als Oberkleid die Volkstracht,

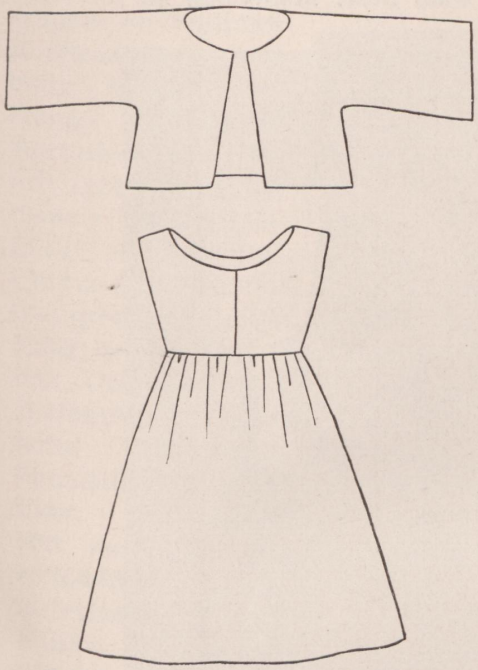

Abb. 1. Form des germanischen Urkleides.

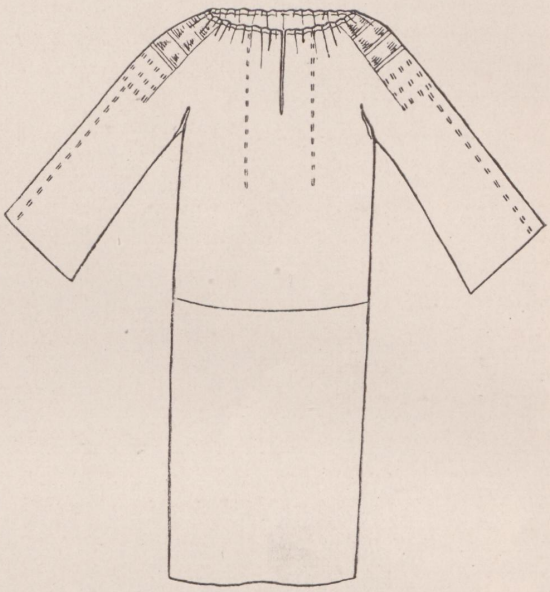

Abb. 2. Form des slawischen Urkleides.

darunter aber das aus dem Ganzen geschnittene „Hemd" viel späteren Ursprungs trägt. Jene Alten zeigten noch in ihrer Gewandung den einheitlichen überlieferten Schnitt. Als der einfache Linnenkittel des deutschen Kleides, der zunächst nur dem ersten Erfordernis, dem „Schutz", gedient hatte, sich mit steigender Kultur zur Unter- und Oberkleidung entwickelte, waren die Spielarten, die das „Schmuck-" und das „Unterscheidungsbedürfnis" ersannen, sehr zahlreich. Der deutschen Form fügten sich jedoch alle ein. Zur Zeit der Reformation hieß das kurze Oberhemd „Jacke"; wenn es ausgeschnitten war: „Kamisol" (camisia). War es ärmellos, dann wurde es „Mieder", auch „Möder", genannt. Auch die Bezeichnungen „Liffstöck", „Liebstöck" (Leibstück) finden sich. Die Abwandlungen dieses Leibchens waren mannigfaltigster Art. Während es z. B. im Passeiertal, im Schwarzwald, in Thüringen, in der alten Mark Meißen bis ziemlich hoch zum Halse hinauf schloß, war es in der Ochsenfurter Gautracht (Unterfranken) zu einer Art Miedergürtel zusammengeschrumpft. Dazwischen aber liegen eine Menge Zwischenformen, die bald höher emporsteigen, bald tiefer ausgeschnitten sind, bald mit Hafteln geschlossen, bald enger oder weiter verschnürt, in letzterem Falle durch Vorstecker ergänzt. Den Ausschnitt deckte bei den hochgeschlossenen das der Mode des 16. und 17. Jahrhunderts entstammende „Goller" oder „Koller", bei den anderen Halskragen (Nackmäntele) oder bunte, wollene oder seidene Halstücher. Diese Beigaben Goller, Vorstecker,

Halstuch seien nur erwähnt. Sie sind der Grundform jedoch nicht mehr zuzurechnen. Die Röcke zeigen durchwegs gerade Bahnen, die bei leichten Stoffen gereiht, bei schweren — und das waren weitaus die meisten — in Falten gebrannt wurden, welche man aufrecht stehend um den Leib dicht zusammenreihte und am Mieder oder Leibstück annähte. Der schräge Schnitt der Rockbahnen, den man „gerig" nannte (von „Gern" oder „Girn" — der Zwickel) kam erst viel später auf und ist bei der Volkstracht auch heute noch kaum zu finden, da

Abb. 3. Deutsche Tracht mit und ohne Jacke. Trossingen (Baar).
Alemannisch-schwäbisches Mieder durch weißes Goller ergänzt. (Phot. R. Julien.)

zum Brennen der Falten der gerade Fadenlauf erforderlich ist. Das Studienmaterial ist lückenhaft; zu spät hat die Bekleidungskunde eingesetzt, als daß man ein vollkommen geschlossenes Bild der Entwicklung geben könnte. Doch ist zu erkennen, daß die beim Volke überlieferte Form im 15. Jahrhundert auch die höfische und städtische Kleidung beeinflußte. Der weite faltige Rock, zuweilen durch Raffung gehoben, am festen Leibstück angenäht, wurde von allen bürgerlichen Ständen getragen. Es war ein schönes malerisches Gewand, das als „Gretchenkleid" heute noch über unsere Bühnen schreitet. Es ist behauptet worden, diese deutsche Tracht hätte damals die Weltmode beeinflußt. Indessen ist der einwandfreie Beweis dieser Behauptung nicht ganz leicht.

Die deutsche Grundform hat sich nicht bei allen Volkstrachten rein erhalten. In manchen Gegenden ist seit Geschlechtern zur Festkleidung als Bekleidung des

Oberkörpers die „Taille“ städtisch-altfränkischen Schnittes übernommen worden, und blieb auch der Rock weit, so verloren sich doch die gebrannten Falten. Das Mieder wurde dann jedoch noch häufig beibehalten, weil es zur Prunkentfaltung in silbernen Schnurketten, Hafteln, Anhängern, Schaumünzen Gelegenheit bot. Es kommt dann für den Rassekleid-Gedanken nicht mehr in Betracht.

Über den Rassegedanken in der kulturgeschichtlich bedeutsamen Kopftracht ist bereits in „Volk und Rasse“ Heft 1, 1928 berichtet worden. Die Hauptgruppen der deutschen Kopftrachten, von denen ich eine gedrängte Übersicht in Kartenform im Märzheft 1920 von „Petermann's Geographischen Mitteilungen“ (Justus Perthes, Gotha) geben durfte, sind außer den in Heft 1 von „Volk und Rasse“ ausführlich beschriebenen alemannisch-schwäbischen, die fränkische, obersächsische oder meißnische, niedersächsisch-hessische, niedersächsisch-westfälische, die schlesische und die deutsch-slawische Haube. Ferner der tirolisch-bairische Hut, der sich aus dem altdeutschen Bauernhut entwickelte, und das slawische Kopftuch, das in der mannigfaltigsten Weise geschlungen wird und da, wo gemischt-stämmiges Volk wohnt, auch als Beigabe zur Haube vorkommt, die als Abzeichen deutscher Art aufzufassen ist. Gerade hier liegt ein wahres Beispiel für die Zusammenhänge zwischen Stammesart und Kopftracht vor. Es ist bemerkenswert, wie weit verbreitet in der Welt solche Zusammenhänge sind. Der Inder, der Türke, der Perser, alle halten mehr noch als an den übrigen Kleidungsstücken an der angestammten Kopfbedeckung fest. Wenn die vordringende Weltkultur längst den abendländischen Schnitt der Rumpfbekleidung einführte, bleiben Turban, Fez, Lammfellmütze u. a. noch lange in ihrem Recht.

Abb. 4. Elsässische Tracht mit alemannischem „Rosehuet“, Mieder durch „Nackmäntele“ (weißer Kragen) ergänzt. Kochersberger Gebiet bei Straßburg. (Phot. R. Julien.)

So hält auch die deutsche Bäuerin fester noch als zum überlieferten Gewandschnitt zu der Kopftracht, und es ist hochinteressant zu beobachten, wie sich bei Mischvolk logischerweise Mischformen ergeben. Es wird sich die Möglichkeit bieten, auf diese Gruppen ausführlicher und in ethno-geographischer Darstellung einzugehen, besonders auch auf den, auf meiner, mit den Reichsgrenzen abschließenden großen Karte als „westdeutsch“ bezeichneten Komplex, für den sich auch jenseits dieser Grenzen noch Zusammenhänge nachweisen lassen.

Der deutsche Grundschnitt des Gewandes findet sich auch bei anderem germanischen Volk, vor allem in Skandinavien und der Schweiz. Er ist aber auch — und das könnte zunächst befremden — gegen Osten hin bei Litauern, Böhmen, Mähren, in Teilen Rußlands und Galiziens nachweisbar. Dies wird sofort verständlich, wenn wir den Grundsatz erfassen, daß Rassekleidung nicht nur Ausdruck von Art, sondern von Kulturentwicklung darstellt. Rassen und Stämme gleichen Blüten am Baum der Menschheit, die sich erschließend, den Blütenstaub ihrer Kultur weithin versenden und fruchtbar werden lassen.

Abb. 5. Obersächsisch-meißnische Haube, vom slawischen Kopftuch umschlungen. Tabarz, Thüringen. (Phot. R. Julien.)

So wandert des deutsche Rassekleid mit germanisierenden Einflüssen als deren äußerer Ausdruck gegen Osten. Rassen und Stämme bleiben nicht in ihrer Gesamtheit rein. In dem Bekleidungsgedanken, den sie prägen, bieten sie Möglichkeiten, die wirkenden Einflüsse zu entziffern und nachzuweisen. Das slawische Ur- oder Rassekleid unterscheidet sich grundsätzlich vom deutsch-germanischen. Es wird von den Bewohnerinnen des Balkans bis nach der Bukowina und Teilen Galiziens herein noch getragen. Auf den ersten Blick stellt es sich als langes, langärmeliges Hemd dar. Bei näherem Zuschauen ergibt sich jedoch, daß es sich auch hier um Unter- und Oberteil handelt, da einerseits die schmalen Webstühle das Herstellen erheblicher Stoffbreiten nicht gestatten, anderseits der untere Teil beim Waschen anders behandelt und öfter erneuert wird als der meist reich bestickte Oberteil. Das Zusammenfügen geschieht mittels wenig hervortretender Naht etwas unterhalb der Hüfte, so daß der Eindruck eines Ganzen erweckt wird. Da die Ärmel eingesetzt sind, so ist behauptet worden, dies Gewand habe sich aus dem Chiton der Griechen entwickelt; zu beweisen ist es nicht. Man muß sich gerade auf diesem Gebiet vor Hypothesen hüten, die im Uferlosen verschwimmen. Über diesem Gewand wird eine Schurztracht getragen, die durch bunte Gürtelbänder um die Leibmitte befestigt ist. Bei primitiven Stämmen (z. B. Bojken) ist's nur ein Schurz, der rückwärts deckt; in der Moldau waren es oft zwei, in der Bukowina und in Galizien ist's ein ganzteiliges Stück — die Horbotka —, das fest und eng den unteren Teil des Körpers umschließt und für die Alltagskleidung ringsherum emporgeschlagen wird, da die Enge sonst das Schreiten und Bewegen hemmen würde. Gegen Nässe und Kälte wird ein langer Lodenmantel — der Serdak oder Sirdak — getragen, zuweilen auch ein kürzerer Pelz. Der Begriff der „Jacke" fehlt hier völlig. Der erste Anschluß an westliche Kultur tritt nach außen darin in Erscheinung, daß die Schurztracht wegfällt und statt dessen ein Gewandstück aus engem ärmellosen Leibchen und angereihtem Rockteil angelegt wird. So sitzt das deutsche Rassekleid über dem slawischen. Dabei bleibt der Umriß der Erscheinung schlank

und schmalhüftig, im Gegensatz zur Kleidung der deutschen Kolonistenfrau jener Landstriche, „Schwäbin" genannt, die in vielen weiten und steifgestärkten Röcken einhergeht, so daß man auf entfernteste Sehweite schon die Volkszugehörigkeit der Daherkommenden erkennt.

In Deutschland selbst ist mir der Nachweis des slawischen Urkleides, trotz des starken slawischen Volkseinschlages, nur in einem Einzelfalle gelungen. Ein besserer Beweis für die vollzogene Germanisierung unserer wendischen Landgenossen ist nicht zu denken. Wenn die Frauen um Bautzen, Wittichenau, Hoyerswerda ihre Volkstracht heute ablegen, so nennen sie das „sich deutsch kleiden". Daß sie seit Jahrhunderten bis auf's Hemd deutsch gekleidet waren, ist ihnen nicht bewußt. Dabei bewahren sie in der Kopftracht, in Beigaben, in Mundart, Brauch, Farbenwahl deutlich slawische Anklänge. In der Bautzener Gegend tritt allerdings die angestammte Kopftracht — das Tuch — nur noch beim Kirchgang in Erscheinung.

Abb. 6. Vollständige (slawische) Schurztracht, durch ärmellosen Pelz ergänzt.

Jener Einzelfall bezieht sich auf die alte Ruhlaer Tracht, die von jeher als Besonderheit gegolten hat, ohne daß genaue Bestimmung erfolgt wäre! Bei C. F. Mosch und F. C. Ziller findet sich ihre Abbildung und Beschreibung mit der ausdrücklichen Bezeichnung als „Schurztracht". Der schmale Rock ist mit vielen Umwicklungen von Gürtelband um die Leibmitte befestigt, die eigentümliche weiße Kopftracht macht einen durchaus slawischen Eindruck. Sie ist als „Schleier" bezeichnet und nach Mosch und Ziller auf dem Walde weit verbreitet gewesen. Im Thüringer Trachtenbuch von Luise Gerbing findet sich ein Bild von Reinhold Gerbing vom Jahre 1835. In einem langen weißen hemdartigen Festgewand ist da ein Mädchen dargestellt. Diese Tracht war schon zur Zeit der Aufnahme außer Gebrauch und nach L. Gerbing 1912 nicht mehr bekannt. Man darf die Vermutung aussprechen, daß dies der letzte Schatten des slawischen Rassekleides in diesem Gebiete war. Bemerkenswert ist im Gebiet, wo diese Tracht üblich war (Ruhla, Tabarz, Cabarz) der ebenfalls noch nicht bestimmte, fortlebende slawische Consonant Ł, der durch eigentümliche Zungenbewegung hervorgebracht wird (Wałd).

2. Weltmodekleid und Rasse.

Bei der Weltmodekleidung sieht der oberflächliche Beobachter ein chaotisches Wirbeln von Einflüssen, die er von Launen und Zufälligkeiten abhängig glaubt.

Doch werden die sich stetig wandelnden Kräuselwellen der Tagesmoden von Unterströmungen getragen, in denen deutlich ein Grundsätzliches, Gesetzmäßiges waltet, das hinter den Schaffenden wirkend ihre Intuition in bestimmten Bahnen hält. Die großen Modeschöpfer meinen zu schieben und werden geschoben. Wir können den Grundsatz so formulieren: Weltmodekleidung ist der Ausdruck von Hochkulturen bestimmter Epochen und Völker in der Kleidung. Die Epoche empfängt naturgemäß ihren Stempel durch das Volk, dessen geistiger Einfluß überwiegt. Wie aber gegenüber dem Begriff „Kultur" Rasse immer das Primäre bleibt, so findet auch hier der Rassegedanken deutlich lesbaren Ausdruck. Tausend feine Fäden laufen hin und her zwischen Volkstracht und Weltmode, deshalb ist von manchen der Begriff einer Volkstracht überhaupt geleugnet worden. Die Scheidung läßt sich jedoch nach dem geistigen Inhalt beider Stilarten genau geben: Wenn bei der Volkstracht die völkische Eigenart der persönlichen vorangestellt ist, so läßt anderseits das Weltmodekleid der letzteren innerhalb bestimmter Normen freien Spielraum. Über die Norm jedoch, die, wie erkennbar, unter dem Einfluß von Rasse steht, kommt der Durchschnittszeitgenosse auch nicht hinaus.

Abb. 7. Slawische Tracht mit Mantel.

Die wir als „historische Trachten" zu bezeichnen pflegen, stehen als fertige Bilder vor uns, abgeschlossen wie die Kulturepochen, deren Rassestempel sie tragen. Zum Aufzeigen des Gesetzmäßigen diene das Heute und Gestern, weil wir so deutlicher die Kraft erkennen, die das Menschheitsgewand formt. Bemerkenswert scheint zunächst, daß auch in der Weltmodekleidung Männer- und Frauenkleidung im Grundsätzlichen, nicht nur im Erscheinungsmäßigen, sehr verschieden sind. Seitdem die Männerwelt nach den großen Revolutionen im Abendlande die culotte mit dem pantalon, Kniehose mit langem Beinkleid und den Dreispitz mit dem Zylinder vertauschte, ist sie einer einheitlichen, von jenseits des Kanals diktierten Form treu geblieben, die das Zweckmäßige in den Vordergrund stellt und, unter Verzicht auf Farbe und ästhetische Wirkung, das Korrekte zur Norm erhebt, Sinnbild einer auf gesunden Menschenverstand eingestellten, das Reale betonenden Zivilisation; nichts mehr von Rasse, es sei denn, wie zuvor erwähnt, bei Türken, Indern, Persern, Chinesen und Anderen, die auch bei abendländischer Kleidung an der angestammten Kopfbedeckung festhalten, so daß erst obrigkeitliche Verfügungen, wie jüngst in der Türkei, sie zu ihrer

Aufgabe veranlassen. Was den Wandel der Männermoden diktiert und beeinflußt, ist lediglich die Konfektion im Sinne von Handel und Wandel.

Ganz anders bei den Frauenmoden. Hier schwingt noch immer jenes machtvoll gestaltende Prinzip, als dessen Triebkraft die „Aktualität", das Weltgeschehen, Weltereignis anzusehen ist. Starke weltgeschichtliche Erschütterungen, die den Blick nach diesen oder jenen Teil der Erde lenken, bieten Anregungen zu Motiven der Tagesmoden, Entlehnungen aus Trachten und Bekleidungsformen der plötzlich vom Scheinwerfer grell beleuchteten Länder. Der Zug der Weltmodekleidung zur Aktualität ist uralt, ein Menschheitsgedanke. Kriege vor allem wirkten hier anregend. Rom's Kriege verbreiteten römischen Gewandschnitt überall, wo die Legionen zogen. In Wechselwirkung erhoben die Kriege in Germanien das rotblonde Haar der germanischen Frauen zur Tagesmode der eleganten Römerin. Trotz der Lückenhaftigkeit des Materials aus älteren Zeiten, ergibt sich mehr, als im Rahmen einer Abhandlung zu erledigen ist, die nur dem Zwecke dienen soll, das Gesetzmäßige im Veränderlichen zu deuten. Bemerkenswert vor anderem zeigt sich ein Revolutionieren des Grundschnittes, wie es seit Jahrhunderten, seit einem Jahrtausend nicht in Erscheinung getreten ist, das ist mehr und anderes als zu einer Zeit, da Reifröcke sich verengen oder lange Taillen sich verkürzen. Nur einmal in unserer Zeitrechnung hat ein ähnlicher Wandel sich vollzogen, damals, als dem sinkenden Rom—Byzanz das Szepter kultureller Vorherrschaft zugunsten westlicher gelegener Zentren entglitt und die Weltanschauung sich wandelte. Letzte Linien der Antike schwanden damals aus der Gewandung. Vom Frankenreiche her kamen Einflüsse, die eine Verengung des Oberteils der Kleidung, das feste Leibstück, einführten, das ein Jahrtausend lang das Bild und die Vorstellungsweise so einheitlich und einseitig beherrschte, daß die ersten Darstellerinnen klassischer Dramen sogar das griechische Gewand verballhornend darauf umstellten.

Heute sehen wir das westeuropäische Frauenkleid — die Weltmode — auf vollkommen andere Grundlage gestellt, durch Verengung des unteren bei weitgehender Lockerung des oberen Teiles. Der Zug kommt aus dem Osten. Die Flut, die ihn trägt, bricht nicht als Springflut herein. Seit Jahrhunderten hat sie Spritzwellen vorausgeschickt, die abebbend sich wieder verliefen. Schon mit den Kreuzzügen kamen Einzelformen, die auftauchten und verschwanden. Vasco da Gama entdeckt den Seeweg nach Ostindien. Auf den Kaminen erscheinen Vasen und Teller ostasiatischer Herkunft, an den Kleidern Zutat, Stickereien, eigenartige Motive, Kopfputze, Turbane — — „Chinoiserien" genannt, doch kein Übertragen oder Stören einer auf Rassegedanken aufgebauten Bekleidungsform. Was die Welle herantrug, entführt sie wieder. Mit der schnellebigen Neuzeit mehren sich die Zeichen, und die Einflüsse des Orients werden häufiger fühlbar, obgleich die Grundformen abendländischer Bekleidungsweise sich behaupten. Als die Franzosen in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihre Kolonialkriege führten, wurde bald der Burnus der vielbestaunten Spahis, nach dem die Pariserin Mäntel und Kragen gestaltete, unter dem Namen „Beduine" zum beliebten Kleidungsstück aller Modedamen der Alten und der Neuen Welt. Auch der „Baschlik" des Zuaven, orientalischen Trachten entlehnt, trat einen Rundlauf um die Erde an. Russen und Türken führen Krieg, und das einer langschößigen Bluse gleichende Hemd des Kosaken wird unter der Bezeichnung „Casaque" zur Weltmode. Aber immer sind's Einzelstücke, die auftauchen und verschwinden, noch hält sich die westeuropäisch-germanische Grundform des

Abendlandes. Die beginnt erst zu wanken, als das Zeitgeschehen des russisch-japanischen Krieges den „Kimonoschnitt" in der ganzen Welt, die sich modisch kleidet, verbreitet. Von ihm, wie von den seit den Balkankriegen verbreiteten Trachten des europäischen Ostens und anschließender Gebiete, den sogenannten Balkantrachten, gehen einschneidende Veränderungen des Weltmodekleides aus. Sie stellen den Grundschnitt auf die Verhältnisse des slawischen Urkleides um, dessen Ober- und Unterteil an derselben Stelle der Hüftlinie mit verbindender Naht zusammengefügt sind, wo die Weltmodedame ihre tiefgerutschte Taillenlinie zeigt. Mag sie auch Ärmel und Rockteil verkürzen, den Sitz der Taillenlinie abwandeln, die Röcke hier und da erweitern, alle Anzeichen sprechen dafür, daß der enge Rock bei gelockertem Oberteil der Zeitmode das Gepräge gibt, und die enge Gurtung des Oberkörpers, das feste „Liffstück", das in den verflossenen Jahrhunderten der Frauenmode das Gepräge gab, nicht wiederkehrt. Auch andere Einflüsse aus dem Osten modeln an dem Gesamtbilde, nicht zuletzt die Aktualität einer von der Wissenschaft geheiligten Grabentweihung. An Stoffen, die den Grabkammern Tutanchamons entstiegen, lernte man die Schönheit einer Farbenkunst kennen, wie sie nur jene versunkene, hohe, rassische Kultur hervorgebracht hatte. Farbenkunst eines Volkes, das die Farbe zum Bestandteil des Kultischen erhoben hatte. Und das Gewand blieb eng wie das der Ägypterinnen alter Hieroglyphen. Der orientalische Zug erscheint betont durch die Neigung zum Färben von Haut und Haar, wie das Verschneiden und Scheren des Haupthaares, doch sind dies nur Beigaben, die mit dem Kleid an sich nichts zu tun haben.

Die Beziehungen zwischen Kleid und Rasse, die wir grundsätzlich und gesetzmäßig anzusprechen haben, werden, wie erwiesen, auf zweierlei Art umgestaltet. In der Volkstracht sehen wir das Vordringen westeuropäischer, germanisierender Einflüsse durch die Ausbreitung des deutschen Grundschnittes der Frauenkleidung aufgezeigt. In der Frauenweltmode, der Kleidung der Oberschichten, die in überaus beweglicher Weise auf Zeitgeschehen reagiert, treten Anzeichen veränderter Weltanschauung in äußere Erscheinung, eine geistige Welle aus dem Osten kündet sich an durch Übernahme von Gewandstilen östlicher Rassen und Völker. Wir sehen hier das Abendland dem Einfluß des aufsteigenden Osten nachgeben.

Die Ahnen des deutschen Reichspräsidenten des Generalfeldmarschalls Paul von Beneckendorff und von Hindenburg.

Von Dr. Alexander von Pezold, Reval.

Der volkstümlichste unter den führenden Männern dieser Zeit der großen Umwälzungen, in der so manche Grundlagen erschüttert worden sind, auf denen man fest zu stehen glaubte, ist in Deutschland zweifellos Feldmarschall von Hindenburg, der „Vater des Vaterlandes", wie ihn der Reichskanzler Marx jüngst genannt hat. Aber auch in der ganzen Welt hat sich dieser greise Staatsmann als die Idealgestalt des deutschen Volkes und die Verkörpe-

rung seiner Einheit eine Anerkennung selbst bei den Feinden zu schaffen gewußt durch die Wiederkonsolidierung Deutschlands. Englische Zeitungen mögen mit Recht hervorheben, daß kein Deutscher seit Bismarck so populär gewesen. Es gab in diesen Tagen wohl kaum ein Land, kaum eine Pressestimme, selbst da, wo Gegensätze bestehen, die nicht Hindenburgs Namen mit Ehrfurcht nannte. Nicht der geniale Feldherr, nicht der Politiker, nicht der große Geist ist es, der in ihm gesehen wird. Die Wirkung, die von der großen und starken Persönlichkeit dieses Mannes ausgeht, hat ihm vor allem die Bewunderung und Liebe seines Volkes gewonnen und hat ihn zum Führer gemacht in einem Chaos von Zerrissenheit, Niedergang und Hoffnungslosigkeit. Das Vertrauen, das ihm allgemein entgegengebracht wird, hat ihm als versöhnendes und verbindendes Element die Anerkennung und Achtung einer Welt von Gegnern eingetragen. Es ist leicht, Gegensätzlichem aus dem Wege zu gehen, abzulehnen was einem nicht paßt und zu sagen, man sei Sieger, zumal wenn man glorreiche Erfolge wie dieser Mann, aufzuweisen hat. Schwerer aber ist es, zu beweisen was man kann und zu zwingen, was einem zuwider steht. Hindenburg hat in einem von festen Grundsätzen und Traditionen umrissenen Anschauungskreise gelebt, wie das vom Wesen einer wirklichen Persönlichkeit unzertrennlich ist. Er ruht zu fest in sich selbst, um eitel zu sein. Immer war sein Dasein im gemauerten Bette der Tradition verlaufen, über allem aber steht ihm der Gedanke der Zusammengehörigkeit, der Gemeinschaft. Und wie er die verschiedenen Menschen und Volksströmungen untereinander verbindet, so bestimmt er ruhig und fest die Richtlinien und die Zusammensetzung seines Handelns und ist so zu einem Wegweiser vom Alten zum Neuen geworden.

Das innerste Wesen eines Menschen offenbart sich erst in kritischen Momenten. Im Siege ist es nicht schwer kraftvoll, stolz und ganz dazustehn, denn jegliches Unlustgefühl schwindet im strahlenden Glanze des Aufstiegs. Im Niedergang aber, im Zusammenbruch, wenn aller äußerer Halt verloren scheint und kein Lichtstrahl das hoffnungslose Grau zu durchdringen und zu erwärmen scheint, da offenbart sich erst, ob Seele und Geist groß genug sind, einen Kampf auch ohne Aussicht auf Sieg aufzunehmen, das Wollen stark genug, unmöglich Erscheinendes zu schaffen. Bei der Wertung der ragenden Persönlichkeit eines Hindenburg drängt sich einem jeden Genealogen die Frage auf: Welche Grundlagen, welche Umwelt, welche Einflüsse haben es vermocht, die Erbmassen an Geistes- und Charaktereigenschaften so glücklich zu vereinigen? Es ist ja nicht der Gesamtcharakter, sondern es sind die einzelnen Sonderbefähigungen der Eltern, die sich weitervererben.

Der beschränkten Hilfsmittel sowie des Mangels an Zeit wegen ist es eben nur möglich, die Orientierung über die nächsten Ahnen, sowie über die Vorfahren in der Neumark und in Preußen zu geben, meist zusammengestellt nach den Gothaischen Taschenbüchern, wo aber auch nicht alle Angaben richtig sind, wie Arthur Semrau durch seine Forschungen festgestellt. Immerhin fällt auf, daß, wie beim Fürsten Bismarck, die väterlichen Vorfahren in der Hauptsache dem norddeutschen Uradel angehören, während die mütterliche Seite dem Bürgertum und Gelehrtenstande entstammt. Meines Wissens ist eine einigermaßen durchforschte Ahnentafel bisher auch nicht veröffentlicht worden, wenngleich es feststeht, daß sich der Stammbaum des Feldmarschalls zurückführen läßt auf Karl den Großen, der durch seine weibliche Deszendenz der Ahnherr so mancher Geschlechter aus dem Niederadel und dem Bürgerstande ist. Ver-

gleicht man das Wesen unseres Probanden mit dem jenes großen Herrschers, so weit uns Schilderungen erhalten sind, so muß man unwillkürlich an die Worte Gustav Freytags über Karl den Großen denken. Hier wie dort keine stürmische Natur, die maßlos das Höchste begehrt. Ruhig und bedächtig bei großem Tun, mit unbeugsamem Willen durch Niederlagen nicht entmutigt, gesammelt und klar! Knappe Angaben sind einmal in den familiengeschichtlichen Blättern erschienen und auch die Genealogie von Hindenburgs Geschlecht in der ausgegebenen „Hindenburg-Nummer der Woche" vom 1. Oktober gibt nur dürftige, zum Teil nicht ganz richtige, für die breiten Massen bestimmte allgemeine Daten, aber keine Filiation (Abstammungsnachweise) aus älterer Zeit. Das Werk Helmolts ist mir nicht zugänglich gewesen. Die beiden Rittergeschlechter v. Hindenburg und v. Beneckendorf (Benkendorf, Benckendorff) sind mehrfach miteinander eine Verbindung eingegangen. Nach Aussterben der v. Hindenburgs Ende des 18. Jahrhunderts wurde durch den preußischen König Friedrich Wilhelm II. am 2. Januar 1789 dem Urgroßvater des Generalfeldmarschalls Johann Otto Gottfried v. Beneckendorff gestattet, zu seinem Namen den des erloschenen Geschlechtes v. Hindenburg hinzuzufügen, und so die beiden Namen zu einem zu verschmelzen. Auch die Wappen beider Geschlechter werden zu einem vereinigt. Von den Beneckendorffs enthält das nunmehrige im 1. und 4. Felde auf blauem Grunde den schwarzen Büffelkopf mit goldenem Ringe im Maule des Stammwappens. Von den Hindenburgs im 2. und 3. Felde in Silber einen grünenden Baum, vor dem auf grünem Rasen eine braune Hindin schreitet. Auf dem Wappen zwei gekrönte Helme; auf dem rechten mit blausilbernen Decken vier Straußenfedern (blau-schwarz, schwarz-blau), auf dem linken mit rot-silbernen Decken ein offener schwarzer Adlerflug.

Das Geschlecht der v. Beneckendorff ist alter Adel der Neumark und dort urkundlich 1402 nachzuweisen, ihr ältester Besitz daselbst war jahrhundertelang das Dorf Wardin. Die Ansichten darüber, ob dieses Geschlecht mit dem gleichen Namens in der Altmark identisch ist, sind geteilt, auch ist es noch nicht erwiesen, daß sie von dem gleichnamigen Orte Benkendorf bei Salzwedel im Kreise Arnswalde stammen. Die v. Beneckendorffs in der Altmark werden dort zuerst 1130 erwähnt, und eine noch vorhandene Urkunde über Johann de Benekendorpe stammt aus dem Jahre 1280. Über die Deutung des Namens sind die Sprachforscher nicht einig, doch hat die Ansicht, daß das Beneke die niederdeutsche Form für Benedikt ist, manches Wahrscheinliche. Jedenfalls haben die Beneckendorffs als Deutschritter gegen die Polen gekämpft. Sie wechselten mehrfach ihren Besitz, bis ihnen die Hindenburgsche Erbschaft zufiel. Der Zweig, dem die unmittelbaren Vorfahren des Generalfeldmarschalls angehören, saß seit Ende des 15. Jahrhunderts in Alten-Klücken (Bahnstrecke Krenz-Pommern-Stargard), welches 1744 von der Familie v. d. Goltz erworben wurde, und ließ sich in Preußen nieder, als im Jahre 1743 Christoph Wilhelm v. Beneckendorff Katharina Tugendreich v. Brandt heiratete. Aus dieser Ehe stammt Johann Otto Gottfried v. Beneckendorff, dem, wie oben erwähnt, gestattet wurde, seinen Namen und sein Wappen mit dem des erloschenen Geschlechts v. Hindenburg zu verbinden. Die Veranlassung dazu gab folgendes: Scholastika Katharina v. Hindenburg hatte sich Ende des 17. (oder Anfang des 18.?) Jahrhunderts mit Hans Heinrich v. Beneckendorff auf Alten-Klücken

bei Arnswalde vermählt. Ihr Bruder Otto Friedrich — der Letzte seines Stammes — welcher sich unter König Friedrich dem Großen mehrfach auszeichnete, wurde mit dem Orden Pour le mérite und den Gütern Neudeck und Limbsee im Kreise Rosenberg in Preußen belohnt. Kurz vor seinem Ableben vermachte er seine Güter der unvermählten Schwester Barbara Margaretha (1703—1788), der letzten Hindenburg. Diese nun gibt sie testamentarisch ihrem Großneffen Johann Otto Gottfried, dem Enkel ihrer oben genannten Schwester Scholastika von Beneckendorff geb. v. Hindenburg und dem Urgroßvater des Feldmarschalls weiter mit der Verpflichtung, daß diese Beneckendorffs den adeligen v. Hindenburgschen Namen und das Wappen des Geschlechts annehmen und dem ihrigen beifügen sollten. Das Familienstammgut Neudeck ist soeben dem Reichspräsidenten als Schenkung dargebracht worden. Über das Geschlecht der v. Hindenburg ist bekannt, daß Gebehardus de Hindenburc 1130 im bischöflichen Archiv zu Regensburg bei einem Güteraustausch als Zeuge erwähnt wird; danach scheint das Geschlecht in Süddeutschland besitzlich gewesen zu sein. Im Juli 1208 werden die Brüder Reinher und Friedrich in einer Urkunde des Markgrafen Albrecht II. von Brandenburg genannt. Ihr Stammsitz befand sich in der Altmark, und ein Dorf führt heute noch den Namen Hindenburg. Es ist wahrscheinlich, daß sich hier eine Befestigung im Kampfe gegen die Slawen befunden hat: die Burg der Hindin (Hirschburg). Weiter lassen sich Hindenburgs in Pommern nachweisen, was durch den Kolonisationsdrang nach Osten, dem so viele folgten, erklärlich. Die Nachkommen derselben kamen nach Beendigung des 30jährigen Krieges durch den Westfälischen Frieden unter die Landeshoheit der Hohenzollern[1]).

I.

1. v. Beneckendorff und v. Hindenburg, Paul Ludwig Hans Anton, evangelisch wie sein ganzes Geschlecht. Geboren in Posen 1847 Okt. 2. Besuchte zwei Vorschulklassen der evangelischen Bürgerschule sowie Sexta und Quinta des Königlichen Gymnasiums in Glogau bis 1859, das Kadettenkorps in Wahlstadt bis 1866. Anfang 1866 als Leutnant des 3ten Garde-Regiments zu Fuß in der Schlacht bei Königgrätz ausgezeichnet: Roter Adler-Orden mit Schwertern. 1889 Abteilungschef im Kriegsministerium. 1893 Kommandeur des Infanterie-Regiments 91. 1896 Chef des Generalstabes des 8ten Armeekorps. 1900 Kommandeur der 28ten Infanteriedivision. 1903 kommandierender General des 4ten Armeekorps in Magdeburg. 1911 zur Disposition gestellt. Am 22. August 1914 erhielt er den Oberbefehl über die 8te Armee an der Ostfront. Durch den Sieg bei Tannenberg vom 26.—30. August 1914 Befreier Ostpreußens. Im September 1914 Leiter der gesamten Operationen im Osten und Oberbefehlshaber über die 9te Armee. Am 1. November 1914 Oberbefehlshaber Ost und am 27. November Generalfeldmarschall. Am 27. August 1916 Chef des Generalstabes des Feldheeres. Am 9. November 1918 übernahm er den Befehl über das in die Heimat zurückkehrende Heer, trat am 26. Juni 1919 vom Oberbefehl zurück und lebte in Hannover. Am 26. April 1925 zum Reichspräsidenten des Deutschen Reiches gewählt, legte er am 12. Mai den Schwur auf die Verfassung ab. Dr. theol. hon. c., Dr. phil. jur. et med. hon. c., Dr. ing. hon. c., Dr. med. vet. hon. c. Heiratete in Stettin 1879 Sept. 24. Gertrud Wilhelmine v. Sperling, geboren in Magdeburg 1860 Dez. 4. † in Hannover 1921 Mai 14.

---

[1]) Die nun folgende Ahnentafel in Listenform ist nach der Methode Kekule v. Stradonitz beziffert. Der Proband trägt die Ziffer 1, die Eltern 2 und 3, die Großeltern 4—7. Jede weitere Generation (mit römischen Ziffern bezeichnet) hat die doppelten Zahlen und zwar: die männlichen Ahnen (Schwert-Seite) die geraden, die weiblichen (Kunkel- oder Spindel-Seite) die ungeraden Ziffern, wodurch ein Überblick sehr erleichtert ist..

II. (Eltern.)

2. v. Beneckendorff (Benkendorff) und v. Hindenburg, Robert. Geb. in Neudeck 1816 Mai 21 als 6ter Sohn (9tes Kind) seiner Eltern; † daselbst 1902 Apr. 16. Königl. preuß. Major a. D. Heiratet in Posen 1845 Okt. 17:
3. Schwickardt, Luise Wilhelmine. Geb. in Posen 1825 Apr. 21; † in Neudeck 1893 Aug. 5.

III. (Großeltern.)

4. v. Beneckendorff und v. Hindenburg, Otto Ludwig. Geb. in Keimkallen 1770 Dez. 22. † in Neudeck 1855 Juli 18. Herr auf Neudeck, Limbsee, Traupel, Peterwitz und Teschendorf. Königl. preuß. Landschaftsdirektor. Ritter des Johanniter-Ordens. Heiratet in Klaukendorf 1801 Aug. 13:
5. v. Brederlow, Eleonore Dorothea. Geb. in Klaukendorf 1774 März 8. † in Neudeck 1863 Febr. 18.
6. Schwickardt (Swickardt), Karl Ludwig. Katholisch. Geb. in .... † in .... Dr. med. General- und Divisionsarzt in Posen.
7. Moennich, Julie. Evangelisch. Geb. in ..... † in .....

IV. (Urgroßeltern.)

8. v. Benkendorff genannt v. Beneckendorff und v. Hindenburg laut preuß. Genehmigung vom 2. Januar 1789, Johann Otto Gottfried. Geb. in ..... 1749; † in ..... Herr auf Keimkallen, Neudeck, Limbsee und Perscheln. Heiratet: .....
9. zu Eulenburg, Luise Helene aus dem Hause Prassen. Geb. in ..... 1745 ..... † in ..... 1779 ... ...
10. v. Brederlow, Hans Joachim. Geb. in ..... 1745 Apr. 6; † in ..... 1812 Apr. 12. Herr auf Klaukendorf. Heiratet: .....
11. v. der Groeben, Eleonore Dorothea. Geb. in ..... 1747 .... † in ..... 1826 Apr. 6.

V. (Vierte aufsteigende Generation.)

16. v. Beneckendorff (Benkendorff), Wilhelm Christoph. Geb. in ..... 1714 .... † in ..... 1782. Königl. preuß. General-Major. Heiratet:: .....
17. v. Brand (Brand), Katharina Tugendreich aus dem Hause Grunenfelde. Geb. in ..... † in .....
20. v. Brederlow, Joachim IV. (Hans?) Ludolf. Geb. in Gartz 1697 Jan. 22; † in Hohendorf 1757 Nov. 4. Herr auf Hohendorf, Powunden und Maldeeten. Heiratet in Hausdorf 1732 Okt. 6:
21. v. Bodeck, Albertine Florentine. Geb. in ..... 1713 Sept. 24; † in Maldeeten 1800 Apr. 6.
22. v. d. Groeben — seit 19. Sept. 1786 preuß. Graf v. d. Groeben, Johann Ernst. Geb. in ..... 1711 Juni 14; † in ..... 1787 Apr. 26. Majoratsherr auf Ludwigsburg. Königl. preuß. Hofgerichts-Rat. Heiratet in ..... 1746 Juni 7:
23. v. Saucken, Eleonore Barbara aus dem Hause Wickerau. Geb. in .... 1726 Nov. 4. † in .....

VI. (Fünfte aufsteigende Generation.)

32. v. Beneckendorff, Hans Heinrich ..... 1670 ..... Herr auf Alten-Klücken. Heiratet .....
33. v. Hindenburg, Scholastika Katharina aus d. Hause Falkenberg. Geb. in ..... † in .....
40. v. Brederlow, Franz Henning. Geb. in Gartz 1675 Okt. (getauft 31); † daselbst 1740 Jan. 29. Heiratet in ..... 1697 Jan. 14:
41. v. Steinwehr, Katharina Elisabeth. Geb. in Woltersdorf 1678 Mai 6.; † in ..... 1718 Febr. 18.
44. v. d. Groeben, Karl Wolfgang. Geb. in .... 1672 .... † in ... 1750 ... Majoratsherr auf Ludwigsdorf, Herr auf Grasnitz, Langgut, Ragatlen, Lubeinen und Almenhausen. Königl. preuß. Landrat. Heiratet: .....
45. Köhn v. Jaski, Katharina Elisabeth aus dem Hause Grasnitz. Geb. in ..... † in .....

VII. (Sechste aufsteigende Generation.)

64. v. Beneckendorff, Hans Joachim ..... 1625 ..... Herr auf Alten-Klücken. Heiratet: .....
65. v. Schack, Margaretha aus dem Hause Pirlwitz. Geb. in .... † in .....
80. v. Brederlow, Joachim III. Ludolf. Geb. in Gartz .....; † daselbst 1687 Dez. 20. Heiratet I 1659: Maria v. Ruhmeisen, † 1669. Heiratet II in Pommern: ...
81. v. Pahlen, Anna Benigna. Geb. in .....; † in .... 1695 Apr. 15.
88. v. d. Groeben, Otto Friedrich. Geb. in ... 1631 Jan. 16; † in ... 1692 März 28. Herr auf Karschau, Baeslack und Rückgarben. Königl. poln. Oberst-Lieutn. Heiratet in ..... 1668 .....
89. v. Kalckstein (Kalkstein), Katharina Elisabeth aus dem Hause Pilwe, verwitw. v. Podewils. Geb. .. ...

VIII. (Siebente aufsteigende Generation.)

128. v. Beneckendorff, Hans Friedrich ..... 1570 ..... Herr auf Alten-Klücken. Heiratet: .....
129. v. Eickstädt (Eickstedt), Ursula aus dem Hause Roten-Klempenow. Geb. ....
160. v. Brederlow, Joachim II. ..... 1608 unmündig; † in .... 1651 ..... Heiratet I: Erdmute v. Wedel. Heiratet II: .....
161. v. d. Schulenburg, Magdalena. Geb. in Hohenzieritz ..... † in .... 1667 Apr. 16.
176. v. d. Groeben, Friedrich.. Geb. in .... 1587 Aug. 24; † in .... 1647 (1650?) Mai 3. Herr auf Seemen, Kobbern, Karschau, Baeslack, Rehstall, Galbuhnen, Jeesan, Partsch, Peterkehmen und Winkeldorf. Kurfürstl. Brandenburg. Kapitän. Heiratet in ..... 1629 .....:
177. v. Schepelitz, Katharina, verwitw. v. Bronsart. Geb. in ..... 1595 März 26; † in .... 1665 Nov. 14.

IX. (Achte aufsteigende Generation.)

256. v. Beneckendorff, Arndt ..... 1545 ..... Herr auf Alten-Klücken und Wardin. Heiratet: .....
257. v. Straussen, Elisabeth aus dem Hause Zernikow. Geb. ....
320. v. Brederlow, Joachim I. Geb. in Ehrenberg ..... † in .... 1604 Apr. ... Heiratet: ....
321. v. Brederlow, Elisabeth. Geb. in Gartz ..... † in ..... nach 1609.
352. v. d. Groeben, Heinrich ..... 1628 ..... Herr auf Seemen und Ablacken. Heiratet 1588:
353. v. Eppingen, Anna Dorothea aus dem Hause Wedderau. Geb. ....

X. (Neunte aufsteigende Generation.)

512. Beneckendorff, Arndt ..... 1520 ..... Herr auf Alten-Klücken u. Wardin. Heiratet: ....
513. v. Sydow, Margaretha aus dem Hause Dobberpfuhl. Geb. .....
640. v. Brederlow, Hans III..... † vor 1575. Belehnt 1526 (Wollin.)
704. v. d. Groeben, Günther II..... 1542 .... † in ..... 1586 Okt. 15, Herr auf Wicken, Seemen, Redden, Guntlau und Aplacken. Heiratet I: Katharina v. Rippen. Heiratet II: Barbara v. Taubenheim a. d. Hause Zimmerbude. Heiratet III: .....
705. v. Rauter .....

XI. (Zehnte aufsteigende Generation).

1024. v. Beneckendorff, Markus .... 1490 ..... Herr auf Alten-Klücken u. Wardin. Heiratet: .....
1025. v. Straussen, Elisabeth aus dem Hause Wormsfelde. Geb. ..... † .... 1526.
1280. v. Brederlow, Andreas ..... 1504 ..... Herr auf Ehrenberg.
1408. v. d. Groeben, Heinrich II. (auch Henning) .... † in Ungarn 1519 ..... Herr auf Wicken, Seemen, Kobbern, Redden und Weskeim. Heiratet I: Annamaria v. Proeck. Heiratet II: Gertrud v. d. Myhlen aus dem Hause Wedderau. Heiratet III: Dorothea v. Hohendorff aus dem Hause Schlentlack. Heiratet IV: ...
1409. v. Kinwangen, Elisabeth. Geb. .....

XII. (Elfte aufsteigende Generation.)

2048. v. Beneckendorff, Joachim I .... 1478 .... Herr auf Alten-Klücken, Wardin und Hölzer. Heiratet: .....
2049. v. Güntersberg, Elisabeth aus dem Hause Rosenstein. Geb. ....
2560. v. Brederlow, Hans II ..... Herr auf Gartz und Ehrenberg. Huldigt 1469 dem Markgrafen Friedrich und 1475 dem Herzog Bogislaw X.
2816. v. d. Groeben, Ludwig (oder Henning) ..... 1468 .... Herr auf Wicken, Seemen, Kobbern, Redden, Weskeim u. Bartelsdorf. Heiratet I: Dorothea v. Packmohr aus dem Hause Jeglack. Heiratet II: ....
2817. v. Schaffstaedt, ... aus dem Hause Lamgarben. Geb. .....

XIII. (Zwölfte aufsteigende Generation.)

4096. v. Beneckendorff, Hans .... 1430 ..... Herr auf Alten-Krücken. Heiratet ....
4097. v. Billerbeck, Barbara. Geb. .....
5120. v. Brederlow, Hans I ..... 1409 .... Belehnt mit Gartz-Ehrenberg.
5632. v. d. Groeben, Günther. Gefallen 1410 bei Tannenberg. Herr auf Kobbern u. Wicken.

XIV. (Dreizehnte aufsteigende Generation.)

10 240. v. Brederlow, Konrad ..... 1407 ..... in .... 1409 ... Herr auf Gartz,
11 264. v. d. Groeben, Heinrich I ..... 1409 ..... Herr auf Kobbern und Wicken. Heiratet: .....
11 265. v. Wulffen, Anna .....

Anm.: Ausführlich alle benutzten Quellen anzuführen, habe ich unterlassen müssen, da es zu weit führen dürfte und wohl für den größeren Teil der Leser kaum Interesse hat.

Der Geburtenrückgang im deutschen Volk.

Von Dr. Oskar Aust, Charlottenburg.

Wie der Berliner Sozialhygieniker Alfred Grotjahn in seinem Buche „Die Hygiene der menschlichen Fortpflanzung, Versuch einer praktischen Eugenik", gezeigt hat[1]), droht ein langsam, aber sicher sich vollziehender Selbstmord der modernen, d. h. der sogenannten Kulturvölker, wenn anders sie nicht rechtzeitig zur Einsicht kommen.

Was Deutschland anlangt, so muß die Tatsache nachdrücklich betont werden, daß wir kein wachsendes Volk mehr sind! Bei bevölkerungspolitischen Erörterungen handelt es sich nicht mehr um die Frage der Förderung unseres Wachstums, sondern um die Erhaltung des Bestandes unseres Volkes, worüber auch das Ergebnis der Volkszählung vom Jahre 1925 nicht hinwegtäuschen darf, die uns noch das Bild einer trotz Krieg und Teuerung der Zahl nach vermehrten Bevölkerung zeigt. An das gewaltige Ausmaß der Kriegsverluste sei hierbei erinnert: 1 885 000 Kriegsgefallene, rund 700 000 Mehrgestorbene, und etwa 3 600 000 ausgefallene Geburten, insgesamt für Deutschland somit rund 6 Millionen.

Das Ergebnis der letzten Volkszählung, auf welches sich ein unbegründeter Optimismus stützt, zeigt nur eine vorübergehende Erscheinung an, die auf das Einströmen zahlreicher Flüchtlinge und Verdrängter und auf die noch niedrige Sterblichkeitziffer zurückzuführen ist. Die letztere Ziffer ist deshalb noch so

[1]) Berlin und Wien 1926 (Urban & Schwarzenberg).

niedrig, weil Deutſchland gegenwärtig einen unnatürlichen Altersaufbau ſeiner Bevölkerung beſitzt: die Altersklaſſen mit der größten Sterblichkeit ſind gegenwärtig ſchwach beſetzt (Kriegs- und Nachkriegsgeburtenrückgang und vorzeitiges Fortſterben vieler ſchwacher Konſtitutionen). In demſelben Maße, in dem die Altersklaſſenzuſammenſetzung unſerer Bevölkerung wieder normal wird, muß die Sterblichkeitsziffer ſteigen und damit die deutſche Bevölkerungsnot völlig offenbar werden.

Der auf das ganze Land berechnete Geburtenüberſchuß ſtellte ſich für Deutſchland im Jahre 1913 noch auf 12,8 pro Tauſend Einwohner, dagegen in der erſten Hälfte des Jahres 1926 nur noch auf 7 pro Tauſend Einwohner.

Die Sterblichkeit ſtellte ſich in der erſten Hälfte des Jahres 1926 (und zwar hauptſächlich aus den angedeuteten Gründen: wenig kleine Kinder, wenig Greiſe, wenig Schwache) auf 12,2 (pro 1000), und die Geburtlichkeit auf 20,7 pro Tauſend Einwohner.

Da gegenwärtig die Altersklaſſen 18—50, alſo die der Rüſtigſten mit ganz geringer Sterblichkeit, überverhältnismäßig ſtark beſetzt ſind, muß bei deren Hineinwachſen in die höheren Altersklaſſen, alſo ins höhere und Greiſenalter mit naturgemäß äußerſt hoher Sterblichkeitsziffer, dieſe Ziffer ganz rapide anwachſen. Es iſt berechnet worden, daß wir dann ſelbſt bei unverändert günſtigen Sterblichkeitsverhältniſſen mit einer Geſamtſterblichkeit von 50 auf das Tauſend Einwohner rechnen müſſen[2]). Hinter ſolcher Sterblichkeit wird die zu erwartende Geburtlichkeit weit zurückbleiben.

Bei der erwähnten Geburtlichkeitsziffer — 20,7 für 1926 — ſo ſehr benachbarte Ziffer 20 verdient eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit. 20 Geburten pro Tauſend ſind nämlich nötig, um den Beſtand einer Bevölkerung auch nur zu erhalten, wenn man die durchſchnittliche Lebensdauer auf 50 Jahre annimmt, was man aber für die europäiſchen Kulturvölker darf und muß[3]).

Müßten ſchon die hieraus folgenden Ausblicke jeden mit größter Sorge um die Zukunft unſeres Volkes erfüllen, ſo offenbart ſich die uns drohende Gefahr aufs erſchreckendſte, wenn wir jene Durchſchnittsziffer von 20,7 (1913 waren es noch 27,7) einer Unterſuchung unterziehen, vor allem, wenn wir einen Blick auf unſere Großſtädte werfen. Trotzdem in den Großſtädten die Eheziffer hoch iſt und die mittleren Jahresklaſſen beſonders ſtark beſetzt ſind, kamen in dieſen im Jahre 1925 auf 1000 Einwohner im Durchſchnitt nur 14,9 Lebendgeborene, davon in Berlin ſogar nur 11,2 Lebendgeborene.

Mit vollem Recht konnte der preußiſche Wohlfahrtsminiſter im Preußiſchen Landtag bei der Beratung des Volkswohlfahrtsetats erklären, daß vor allem in den Großſtädten der Geburtenrückgang ſo erſchreckend iſt, daß die bedenkliche Gefahr, daß überhaupt kein Überſchuß der Geburtenfälle über die Sterbefälle erzielt werden wird, immer näher rückt. Welch gerüttelt Maß von Schuld hierbei die öffentliche Verwaltung und Geſetzgebung trifft, liegt für jeden, der dieſen Dingen näher tritt, offen zutage — und mit Recht ſpricht Grotjahn von der „Gleichgültigkeit, um nicht zu ſagen, Gewiſſenloſigkeit, mit der gegenwärtig leider noch öffentliche Meinung, Sitte, Geſetzgebung und Verwaltung dieſen Fragen gegenüberſteht".

Lehrreich iſt es, ſich hierbei zu vergegenwärtigen, in welchem Maße die

[2]) K. Freudenberg, Die notwendige Kinderzahl. D. med. Woch. 1924, Nr. 31.
[3]) Fr. Oth, Induktives und Deduktives zum Bevölkerungsproblem. Jahrb. für Nationalökonomie und Statiſtik. 1912, Bd. 43.

Geburtenziffer bereits in den Orten von 15000 bis 100000 Einwohnern hinter jener Richtziffer von 20 pro Tausend zurückbleibt:

Im Jahre 1925[4]) kamen auf 1000 Einwohner in den deutschen Orten von 50000 bis zu 100000 Einwohnern im Durchschnitt 17,8 Lebendgeborene,
von 30000 „ „ 50000 „ „ „ 18,9 „ und
von 15000 „ „ 30000 „ „ „ 18,3 „

Daß für 1925 für das Deutsche Reich überhaupt noch eine Durchschnittsziffer von 20,6 pro Tausend (Lebendgeborene) erzielt worden ist, ist hiernach der entsprechend höheren Geburtlichkeit der Landbevölkerung zu verdanken. Stellte diese doch bisher zusammen mit dem Proletariat das für unerschöpflich gehaltene Reservoir dar, aus dem sowohl die zunehmenden Städte als auch die wachsende Industrie ihren immer mehr steigenden Bedarf an Menschen deckten. Aber dieses Reservoir geht langsam — immerhin jedoch verhältnismäßig schnell — aber sicher zur Neige, was noch angedeutet werden soll[4a]).

In absehbarer Zeit wird ein Vorgang nicht mehr stattfinden können, wie ihn der folgende, auf England bezügliche, noch heute aber grundsätzlich auch für Deutschland gültige Vergleich veranschaulicht: in England, so berechnete der englische Statistiker Pearson, wird die Hälfte der gesamten nächsten Generation von nur 12% der augenblicklichen Gesamtbevölkerung erzeugt; in der dritten Generation machen die Nachkommen jener 12% schon 78% der Gesamtbevölkerung aus, in der vierten Generation 96%. Schon vor Jahrzehnten klagte F. Galton, daß die englische Nation aufhöre, in demselben Maße Intelligenz hervorzubringen als vor 50 bis 60 Jahren. Denn der geistig hervorragende Teil der Nation pflanzt sich nicht mehr in demselben Verhältnis fort als früher, während die weniger fähigen und weniger energischen Klassen fruchtbarer sind als die wertvollen. Einzufügen ist jedoch hier, daß von einer verminderten Fortpflanzungsfähigkeit im allgemeinen nicht die Rede sein kann, es sich vielmehr um beabsichtigte Kinderlosigkeit oder Kinderarmut handelt. Jener Autor hält Heilung nur für möglich durch eine Umgestaltung der relativen Fruchtbarkeit der einzelnen Bevölkerungsgruppen.

Wie für England gilt solches aber für alle Völker des westeuropäischen Kulturkreises — auch selbst für Nordamerika, wo von einem Druck des Nahrungsmittelspielraums keine Rede sein kann; im besonderen gilt es für Deutschland. Obzwar Frankreich hier für diesen Kulturkreis „führend" ist, folgt Deutschland ihm in ganz geringem Abstande, und in kurzer Zeit wird all das was man heute hinsichtlich Frankreichs in dieser Beziehung sagen kann, auch hinsichtlich Deutschlands gesagt werden können — wenn nicht beizeiten, d. h. mit größter Beschleunigung, durch einschneidende und zielbewußte Maßnahmen solchem Verlauf Halt geboten wird.

Durch solche Maßnahmen, wären sie rechtzeitig eingeleitet worden, hätte sich der Verfall des alten römischen Reiches aufhalten lassen: Kinderarmut und Kinderlosigkeit der Intelligenz machten ihn unabwendbar. Solches Schicksal steht nah vor der Pforte eines jeden Volkes des westeuropäischen Kulturkreises.

Die Beschränkung der Kinderzahl innerhalb dieses Kulturkreises ist eine

---

[4]) S. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, 1926, S. 25.

[4a]) Daß es sich um einen verhängnisvollen Irrtum handelt, anzunehmen, das Landvolk stelle einen unerschöpflichen Jungbrunnen dar, bringt auch der Berliner Gelehrte Felix v. Luschan in seinem neuen Buch „Völker, Rassen und Sprachen", Berlin (Deutsche Buchgemeinschaft; s. insbes. S. 349/350) zum Ausdruck.

Erſcheinung, die alle Bevölkerungsſchichten erfaßt, und die auch insbeſondere tief eingedrungen iſt in die ländlichen Kreiſe und in das Proletariat, und die in dieſen Kreiſen ſich ähnlich verbreiten und dort feſten Fuß faſſen wird, wie dies in den Kreiſen der Intelligenz und des Beſitzes bereits der Fall iſt.

Grotjahn bezeichnet es gegenüber anderen Erklärungen als einen großen Irrtum, den rieſigen Geburtenrückgang, den die Länder des weſteuropäiſchen Kulturkreiſes in den letzten Jahrzehnten aufweiſen, etwa auf die wenig ausgedehnte neomalthuſianiſtiſche Propaganda zurückführen zu wollen, die dazu viel zu ſchwach geweſen ſei. Er ſagt, daß der Geburtenrückgang als das bemerkenswerteſte Ereignis unſerer Zeit vielmehr aus der Bevölkerung der Kulturländer ſelbſt entſtand und ſich unabhängig von jenen Lehren verbreitete.

Die maſſenpſychologiſchen Vorausſetzungen des Geburtenrückganges ſind zu ſuchen:

a) in der Entkirchlichung, womit aber die Frage nichts zu tun hat, ob das echte religiöſe Empfinden und das Bedürfnis, es zu befriedigen, wirklich im Schwinden begriffen iſt — jedenfalls befindet ſich in allen Schichten der Bevölkerung, auch bei den Katholiken, die Neigung in unaufhaltſamem Rückgang, ſich in Dingen hier in Betracht kommender Art von der Kirche Vorſchriften machen zu laſſen;

b) in der privatwirtſchaftlichen Einſtellung, wobei insbeſondere zu beachten bleibt, daß die wirtſchaftliche Beeinfluſſung der Geburtenzahl weniger mit eigentlichen Notſtänden urſächlich zuſammenhängt, die natürlich in äußerſt beklagenswertem und auch beſſerungsfähigem Umfange vorhanden ſind (Wohnungselend u. a. m.), als vielmehr damit, daß weitgreifende Zuſtände ſozialer Art es mit ſich bringen, daß — ähnlich wie im alten Rom — die kinderreiche Familie dazu verurteilt iſt, ſozial zu ſinken, während die kinderarme Familie ſozial zu ſteigen vermag (nur ein Beiſpiel: die dysgeniſche Regelung der Beſoldung uſw. unſeres gewaltigen und für andere Schichten als Beiſpiel dienenden Beamtenheeres);

c) die kulturelle Verfeinerung, die Verfeinerung der Lebensgewohnheiten und das damit verbundene und berechtigte Streben aller Schichten ebenſo wie die Oberſchichten, was insbeſondere für die Frauen gilt, an den Kulturgütern teilzunehmen;

d) das mangelnde eugeniſche Verantwortungsgefühl.

Zu dem letzteren Punkt unterſtreicht Grotjahn, wie ſchon angedeutet, die urſprüngliche Einheit von Lebensnotdurft und Lebensgenuß auf dem Gebiete des Geſchlechtslebens: im Geſchlechtstrieb beſtand eine enge Verknüpfung zwiſchen triebartiger Notdurft und dem Genuß bei Befriedigung dieſer Notdurft, wodurch die Fortpflanzung ſichergeſtellt war. Kenntnis und Gebrauch der Präventivmittel, verbunden mit pſychiſchen Einflüſſen angedeuteter Art, löſten dieſe Verknüpfung. Immer bewußter wird dieſe Trennung, immer allgemeiner wird ſie: in alle Bevölkerungsſchichten dringt ſie ein bzw. iſt ſchon eingedrungen: dieſe Entwicklung iſt unaufhaltſam und durch nichts mehr rückgängig zu machen.

Und nicht immer unmoraliſche Erwägungen ſind es, die ihr im einzelnen unterliegen: es ſind vernünftige Überlegungen; es handelt ſich nicht immer um Verantwortungsloſigkeit, ſondern vielmehr ſehr oft um Verantwortungsbewußtheit, wenn bewußt die Nachkommenſchaft beſchränkt wird. Und hierin liegt die Hoffnung beſchloſſen, dieſe Entwicklung ins eugeniſche Fahr-

wasser einzuleiten. Ist es doch keineswegs als erfreulich vom eugenischen Standpunkte aus zu bezeichnen, daß man auch heute noch hinsichtlich Verantwortungsloser, sozial nicht hoch zu bewertender Individuen, sagen kann, daß sie sich ungehemmt fortpflanzen, und so durch ihre überverhältnismäßig große Zahl von Nachkommen die Qualität künftiger Generationen ungünstig beeinflussen.

Der reifere Mensch hört auf, Freude an verwahrlosten Kindern zu haben; die Qualifikation seiner Arbeitskraft setzt sich bis in seine Reproduktionsleistung hinein fort[5]).

Und vielleicht besteht — so bemerkt Grotjahn — zu einem großen Teil das Wesen der Kultur überhaupt in jener Trennung des Genusses von der Notdurft, welcher Trennung wir ja auch auf anderen Gebieten des menschlichen Lebens begegnen.

Die Tatsache der Prävention muß in den Dienst der Eugenik gestellt werden: dem Wissen von den Präventivmitteln muß sich ein Gewissen über die Folgen ihrer ungeregelten Anwendung an die Seite stellen — allerschwerwiegendster Folgen nationaler, sozialer und kultureller Art.

Naturgemäß vermochten die vorstehenden Ausführungen solche Folgen nur unvollkommen und nur andeutungsweise zu skizzieren. Aufgabe gegenwärtiger Arbeit sollte es sein, auf die überragende Bedeutung der hier berührten Dinge hinzuweisen, und mit dazu beizutragen, daß die Gleichgültigkeit, ja Gewissenlosigkeit in diesen Fragen, von der wir bereits sprachen, überwunden werde.

Geschlossen sei mit der Wiedergabe der „drei richtunggebenden Fortpflanzungsregeln" Grotjahns, die zum Gemeingut aller gemacht werden sollen und deren Befolgung durch eine wirtschaftliche Bevorrechtung der Elternschaft zu erleichtern ist, wofür Grotjahn[6]) eingehende, und bereits von anderer, sachkundiger Seite durchgeprüfte, sofort durchführbare, Vorschläge macht (Eile tut not, wenn es nicht zu spät sein soll!):

„1. Jedes Elternpaar hat die Pflicht, eine Mindestzahl von drei Kindern über das fünfte Lebensjahr hinaus aufzuziehen.

2. Diese Pflicht haben auch Eltern, deren erblich bedingte Eigenschaften eine unerhebliche Minderwertigkeit der Nachkommen erwarten lassen; doch ist in diesen Fällen die Mindestzahl nicht zu überschreiten.

3. Jedes rüstige oder durch wertvolle, erblich bedingte Eigenschaften ausgezeichnete Ehepaar hat das Recht, die Mindestzahl zu überschreiten, und für jedes überschreitende Kind eine materielle Gegenleistung zu empfangen, die von den Ledi-

---

[5]) So lesen wir am Schluß des beachtenswerten Buches von Henriette Fürth, Das Bevölkerungsproblem in Deutschland, Jena 1925.

[6]) S. insbesondere Seiten 238, 104, 131, 128, 140, 117, 39, 49, 103, 76 ff. und 140 ff. in Grotjahns erwähntem Buch.

Auch die Wirtschaftswissenschaft — der Verein für Sozialpolitik — beschäftigte sich auf seiner Wiener Tagung im Herbst 1926 mit Fragen, die uns hier interessieren, nämlich mit dem Problem der Übervölkerung Westeuropas, und es ist von großem Interesse, daß der Privatdozent Dr. Winkler sein sehr lehrreiches Referat (s. S. 213 des 172. Bandes der Schriften des Vereins für Sozialpolitik) mit folgender Mahnung schloß:

„Die Zahlen der Statistik zeigen demjenigen, der sie zu lesen versteht, ein Wetterleuchten am Horizonte des deutschen Volkes. Nicht das Übel, dessen Bekämpfung heute auf der Tagesordnung steht, ist dasjenige, das uns auf die Dauer ernstlich bedroht, sondern das entgegengesetzte: die Untervölkerung ..."

gen, Kinderlosen und jenen Ehepaaren, die hinter der Mindestzahl zurückbleiben, beizusteuern ist."

Man beachte, daß diese Regeln quantitativen Forderungen — und zwar diesen in der Richtung der Erhaltung des Bestandes unserer Bevölkerung — ebenso wie qualitativen Forderungen gerecht werden wollen. Es sei der Überzeugung noch Ausdruck gegeben, daß ohne entsprechende Maßnahmen, die aber schleunigst in Gang zu setzen sind, die jetzt laufende Entwicklung mit Naturnotwendigkeit führen muß zur Rückbildung unserer gesellschaftlichen Formen, zum kulturellen Abstieg, zum Sterben unseres Volkes, über dessen Gebiet mit gleicher Naturnotwendigkeit sich die für unabsehbare Zeit noch unaufhaltsam vermehrenden östlichen Völker ergießen werden.

Sofort einzuleitende Maßnahmen hier in Betracht kommender Art vermöchten hingegen, insbesondere auch dadurch, daß in immer mehr zunehmendem Umfange die menschliche Fortpflanzung vom Bewußtsein — wie auch von eugenischem Verantwortungsgefühl — in die Hand genommen wird, wie es auch Eduard v. Hartmann als kulturell erwünscht hingestellt hatte, zu gewährleisten nicht nur allein die Fortpflanzung (quantitativ), sondern auch die Höherzüchtung unseres Volkes.

Die Germanen bei Theodor Mommsen.

Von Prof. Dr. Rudolf Much, Wien.

Daß in weiten Kreisen noch immer ganz falsche Vorstellungen über unsere Vorfahren verbreitet sind, ist zum großen Teil Schuld unserer deutschen klassischen Philologen oder — besser gesagt — einiger, aber recht einflußreicher unter ihnen. Wenn sie, ganz in den Gegenstand ihrer gelehrten Studien versenkt, sich gewöhnt hätten, die Welt mit den Augen der Römer zu betrachten, so wäre das so schlimm noch nicht. Denn man kann, auch abgesehen von dem großen Germanenfreund Tacitus, den Römern nicht nachsagen, daß sie die Germanen im großen und ganzen ungerecht beurteilen. Es gibt aber deutsche Gelehrte, für die der Grundsatz zu gelten scheint: Römischer als die Römer!

Einer von diesen ist Theodor Mommsen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, auf welchem Felde die wissenschaftlichen und organisatorischen Verdienste dieses Mannes liegen und wo und aus welchen Gründen er überschätzt, maßlos überschätzt wird. Wenn man seine „Römische Geschichte" liest, gewinnt man den Eindruck, daß sie ira et studio geschrieben ist und an manchen Stellen auch mit Ausschluß der naheliegendsten Kritik.

Für letzteres ein Beispiel! Nach Caesars eigenem Bericht, dem sich Mommsen in seiner Darstellung, ohne ihn auf seine Glaubwürdigkeit zu untersuchen, vollständig anschließt, stand dieser bei Pharsalos einer feindlichen Streitmacht gegenüber, die der seinigen an Fußvolk um mehr als das Doppelte, an Reiterei um das Siebenfache überlegen war. Dabei bestanden beide Heere im wesentlichen aus römischen Soldaten von gleicher Bewaffnung, Ausbildung und Kampfweise.

Die Schlacht endete bekanntlich mit einer vernichtenden Niederlage des Pompejus. Als Verluste gibt Mommsen, ohne den leisesten Zweifel an der

Richtigkeit dieser Zahlen, die er wieder aus Caesar entnimmt, an: „15 000 der Feinde lagen tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld, während die Caesarianer nur 200 Mann vermißten". Ein solches Verhältnis der beiderseitigen Verluste wäre selbst unmöglich, wenn die Caesarianer völlig waffenlosen Gegnern gegenübergestanden hätten. Caesars Angaben haben nur den Wert, daß sie zeigen, welches Maß an kritikloser Leichtgläubigkeit man bei Schlachtberichten damals der Öffentlichkeit zutrauen durfte sowie später — klassischen Philologen.

Mommsens Schilderung der Schlacht von Pharsalos ist aber gleich auch ein Beleg dafür, wie bei ihm die Germanen nicht zu ihrem Rechte kommen. Allerdings lagen damals Hans Delbrücks überzeugende Ausführungen über diese Schlacht in seiner „Geschichte der Kriegskunst" noch nicht vor. Mommsen hätte aber auch selbst schon auf gewisse Unstimmigkeiten in Caesars Bericht aufmerksam werden müssen und die Mitteilung des Florus, die dem Eingreifen der in Caesars Dienst stehenden Germanen die Entscheidung zuschrieb, nicht unerwähnt und unberücksichtigt lassen dürfen.

Stiefmütterlich behandelt Mommsen diese germanischen Hilfstruppen Caesars auch schon früher. Wenn auch seine Darstellung der Eroberung Galliens eine gedrängte ist, fällt doch die unverhältnismäßige Wortkargheit auf, mit der von ihm die für das ganze Schicksal Galliens und zugleich auch Caesars entscheidenden Kämpfe vor Alesia abgetan werden. Wenn es dabei in Bezug auf die zweite große Schlacht heißt: „Die mit Caesar gekommenen die Flüchtenden in den Rücken fassenden Reiterscharen vollendeten die Niederlage", ist das Bild ein wenig verschoben, weil nach Caesars eigener Darstellung die Reiter schon im Rücken des Feindes auftreten, bevor sich dieser zur Flucht wendet. Im Vorausgehenden hat Mommsen wohl schon von Caesars „deutschen Berittenen" und „deutschen Schwadronen" gesprochen, aber unerwähnt gelassen, daß dieser nach dem allgemeinen Abfall der Gallier, die ihm bisher Reiterei gestellt hatten, germanische berittene Söldner und zwischen ihnen kämpfende Leichtbewaffnete angeworben hatte, also über eine andere als germanische Reitertruppe damals nicht verfügte. Es ist also dem Leser doch nicht so ganz leicht gemacht, in jenen „Reiterscharen" Germanen zu erkennen. Von dem zwei Tage vorher nach langem erbitterten Ringen erfochtenen Sieg der Römer sagt aber Mommsen nur: „Der erste Sturm, den die Belagerten von Alesia und die Entsatztruppen draußen auf die römische Doppellinie unternahmen, ward abgeschlagen". Dagegen heißt es in Caesars ausführlicher Schilderung dieser großen Schlacht am Schluß: „So schwankte der Kampf von Mittag bis fast gegen Sonnenuntergang unentschieden hin und her. Da machten die Germanen auf der einen Seite in geschlossenen Geschwadern einen Angriff auf die Feinde und warfen sie über den Haufen. Infolge ihrer Flucht waren die Bogenschützen bloßgestellt und wurden niedergemacht. Jetzt drangen auch auf den übrigen Punkten die unsrigen vor und ließen den Weichenden bis an ihr Lager keine Gelegenheit, sich zu sammeln".

Für die entscheidende Rolle, die den Germanen in diesen Schicksalsstunden der Weltgeschichte zugewiesen war, ist also bei Mommsen kein Verständnis zu finden, und keine Aufklärung über sie ist bei ihm zu holen.

Weit schlimmer aber, als wenn er sie beiseite schiebt, ergeht es den Germanen, wenn er sich mit ihnen beschäftigt. Man kann wohl sagen, daß so gut wie alles, was Mommsen über sie geschrieben hat, sofern es sich dabei nicht um landläufige und altbekannte Dinge handelt, falsch oder schief ist. Besonders gilt das, weil er bei ihnen länger zu verweilen Anlaß hat, von den Kimbern.

Für den Namen der Kimbern hatte seinerzeit J. Grimm durch Anknüpfung an althochdeutsch chempho „Kämpe" eine Erklärung zu finden versucht, wobei er aber ausgesprochenermaßen chempho auf älteres kampio zurückführte und sich auch der vorliegenden Schwierigkeiten bewußt war: mp auf der einen, mb auf der andern Seite; ferner die r-Ableitung und der Unterschied der Vokale, der Grimm an Ablaut denken läßt. Über all diese Schwierigkeiten wäre aber nicht hinwegzukommen, auch wenn Kampf, kamp (wovon chempho abgeleitet ist), nicht, wie seither längst erkannt ist, ein auf lat. campus in der Bedeutung ‚Kampfplatz, gerichtlicher Zweikampf' zurückgehendes Lehnwort wäre, das für urgermanische Zeit nicht in Betracht kommt. Das brauchte schließlich Mommsen noch nicht zu wissen. Er hätte aber bemerken sollen, daß Grimm seine Deutung nicht als eine sichere hinstellt, wie er seinerseits es tut, wenn er von dem germanischen Volksstamm sagt: „Sie nannten sich die Kimbrer, das heißt die Chempho, die Kämpen oder, wie ihre Feinde übersetzten, die Räuber", wobei er überdies die althochdeutsche, lautverschobene und umgelautete Form mehr als ein halbes Jahrtausend zurückverlegt und die Einzahlform für die Mehrzahl hält.

Von der Wanderung der Kimbern heißt es bei Mommsen: „So zogen die Kimbrer hinein in das unbekannte Land, ein ungeheures Knäuel mannigfaltigen Volkes, das um einen Kern deutscher Auswanderer von der Ostsee sich zusammengeballt hatte, nicht unvergleichbar den Emigrantenmassen, die in unsern Zeiten ähnlich belastet und ähnlich gemischt und nicht viel minder ins Blaue hinein übers Meer fahren; ihre schwerfällige Wagenburg mit der Gewandtheit, die ein langes Wanderleben gibt, hinüberführend über Ströme und Gebirge, gefährlich den zivilisierten Nationen wie die Meereswoge und die Windsbraut, aber wie diese launisch und unberechenbar, bald rasch vordringend, bald plötzlich stockend oder seitwärts und rückwärts sich wendend. Wie ein Blitz kamen und trafen sie; wie ein Blitz waren sie verschwunden . . . ." Abgesehen von den hier zu einem Strauß vereinigten Stilblüten, aus unmöglichen Vergleichen und Beiworten bestehend, ist ein Zufluß Fremder zu den wandernden Germanenstämmen nicht nachweisbar, denn die keltischen Tiguriner ziehen ganz selbständig. Das Verkehrteste aber ist es, von einem zusammengeballten Knäuel zu sprechen. Wenn ein Weiber und Kinder auf seiner Wanderschaft mitführendes Volk trotz dieser Behinderung so glänzende kriegerische Erfolge verzeichnen kann wie die Kimbern und Teutonen, dabei Europa von Jütland bis Spanien durchzieht, Alpen und Pyrenäen übersteigt und mehr als zehn Jahre nach dem Aufbruch aus der Heimat noch solche Schlagkraft besitzt und einem zahlenmäßig sicher weit überlegenen Gegner noch zuletzt so viel zu schaffen macht wie sie, ist das eine Leistung, die nur das Ergebnis einer bewundernswerten Organisation und Führung sein kann.

In der vorausgehenden Schilderung der kimbrischen Sitten finden sich folgende Sätze: „Heerkönig war der tapferste und wo möglich der längste Mann . . . Die Einleitung zum Kampf machten Verhöhnungen des Feindes durch unschickliche Gebärden und ein entsetzliches Gelärm, indem die Männer ihr Schlachtgebrüll erhoben und die Frauen und Kinder durch Aufpauken auf die ledernen Wagendeckel nachhalfen. Der Kimber focht tapfer — galt ihm doch der Tod auf dem Bett (sic) der Ehre als der einzige, der des freien Mannes würdig war —, allein nach dem Siege hielt er sich schadlos durch die wildeste Bestialität und verhieß auch wohl im Voraus den Schlachtgöttern darzubringen,

was der Sieg in die Gewalt der Sieger geben würde. Dann ward das Gerät zerschlagen, die Pferde getötet, die Gefangenen aufgeknüpft oder nur aufbehalten, um den Göttern geopfert zu werden".

Hier ist die Geschichte vom „längsten Mann" und den „unschicklichen Gebärden" einfach aus der Luft gegriffen und der Vorwurf der Bestialität gründet sich einzig auf die Tatsache, daß die Kimbern nach dem Sieg von Arausio die ganze Kriegsbeute einschließlich der Gefangenen den Göttern opferten, wie Ähnliches ja auch bei Galliern und anderswo vorkam. Das ist etwas, was aus den religiösen Anschauungen ihrer Kulturstufe und Umwelt zu erklären ist und — zumal dabei keine Frauen und Kinder hingeschlachtet wurden — glimpflicher beurteilt werden muß als ein im übrigen genau entsprechendes biblisches Seitenstück eines solchen Opfers, der Auftrag Jehovahs an König Saul, von den Amalekitern nach erfochtenem Sieg schonungslos sterben zu lassen „Männer wie Weiber, Knaben wie Säuglinge, Rinder wie Schafe, Kamele wie Esel".

Und derselbe Mommsen, der die Kimbern wildester Bestialität beschuldigt, berichtet über die Einnahme von Avaricum durch Caesar ohne ein Wort der Mißbilligung: „An dem folgenden trüben und regnerischen Tage überstiegen die Römer die Mauern und schonten, erbittert durch die hartnäckige Gegenwehr, in der eroberten Stadt weder Geschlecht noch Alter". Mommsen berichtet weiter über die Vorgänge nach der Eroberung von Uxellodunum, ebenfalls ohne ein beigefügtes Wort der Entrüstung: „Um die letzten Verfechter der Sache der Freiheit zu kennzeichnen befahl Caesar der gesamten Besatzung die Hände abzuhauen und sie also, einen jeden in seine Heimat, zu entlassen".

In Bezug auf die gefangenen Pompejaner nach der Schlacht von Pharsalos heißt es ohne weitere Bemerkung: „Die gefangenen Senatoren und namhaften Ritter erlitten mit wenigen Ausnahmen den Tod". Zwei Seiten später äußert derselbe Mommsen über die Folgen dieser Schlacht: „So ging also, wie Caesar immer durch Klugheit und Mäßigung den Groll seiner Gegner zu beschwichtigen und ihre Zahl zu mindern bemüht war, der Kampf nichts destoweniger unabänderlich weiter".

Also derjenige, der seine namhaften politischen Gegner köpfen, der den Gefangenen, die ihm in ehrlichem Kampf um die Freiheit ihres Volkes gegenüberstanden, die Hände abhauen läßt, zeichnet sich durch Mäßigung aus! Weiter kann man wohl in der Umwertung sittlicher Werte nicht gehen.

Es gibt ein deutsches Sprichwort: „Je gelehrter, desto verkehrter". In der Tat kommt es öfters vor, daß ein großes Fachwissen den Blick für das trübt, was darüber hinaus liegt. Das mag man zugleich als einen Vorwurf und eine Entschuldigung betrachten.

Mommsens Ausführungen über die Kimbern sind mir als Lesestück in einem deutschen Lesebuch für österreichische Mittelschulen begegnet. Man sieht, wie falsche Meinungen und Behauptungen, wenn ein bekannter Gelehrtenname sie deckt, weiterwirken und wie notwendig es ist, ihnen immer wieder die Tatsachen entgegenzuhalten.

Rasenzauber.

Von Dr. Kurt Heckscher,
Provinzialstelle für Volkskunde, Hannover.

Rasenzauber ist Erdbindezauber. Er geht zurück auf die Vorstellungen von der wie alles Jung-Aufkeimende gebärenden, so auch alles Abgestorbene in sich aufnehmenden „Mutter Erde". Diese primitiven Glaubensformen liegen mehr oder minder verhüllt und gewandelt noch in heutigen volksgläubischen Vorstellungen und Sagen. Das gilt zunächst für die Menschengeister. Nach französischem Volksglauben verwandeln sich die Seelen ungetauft verstorbener Kinder in grünen Rasen[1]), ein Beispiel, wie sich kirchliche Lehren, die solchen Kindern ja ein vom normalen abweichendes Fortleben nach dem Tode zuschreiben, mit uralten in animistische Zeiten zurückgehenden Glaubensformen vereinen. Dieselben Vorstellungen vom Weiterleben der Seele in Grashalmen wirken nach, wenn Wiedergänger, also ebenso Menschen, die infolge einer begangenen oder erlittenen Untat nach christlichem Glauben keine Ruhe im Grabe finden können, von Exorzisten in Grashalme gebannt werden[2]), oder wenn solches mit Krankheitsgeistern geschieht[3]), wobei diese Exorzisten, auch nach protestantischem Volksglauben, zumeist katholische Priester sind: noch heute lebt ja der Teufel in gestalthafter Daseinsform in der Lehre der katholischen Kirche und gehört seine und anderer Schadengeister Austreibung zu den kultischen Funktionen ihrer Priester[4]), was sich in protestantischen Ländern als Nachhall katholischer Zeiten in Sagen erhalten hat. Um den in solchen Grashalmen lebenden Toten- oder Schadengeist nicht auf sich zu ziehen, darf man bestimmte Grasarten, die vorzüglich als Geisterbannorte gelten, nicht ausreißen[5]), wie auch die Geister, wenn eine Kuh solches Gras frißt, in deren Milch und mit dieser in den sie trinkenden Menschen gelangen[6]). Auch darf man Grashalme, „weil der Teufel in ihnen stecken kann", nicht als Zahnstocher benutzen[7]). Dieselben animistischen Vorstellungen liegen in einer spätmittelalterlichen Überlieferung, daß zu bestimmten Zeiten, meist als Vorzeichen drohenden Landesunheils, beim Beginn der Ernte die Halme bluten[8]), eine Glaubensform, die christlich beeinflußt ist, wenn aus dem Gras, das an Mariä Namen gemäht ist, Blut fließt[9]). Endlich geht die menschengeistige Animation von Rasen und Gras auch auf das Heu über, wenn nach einer schlesischen Sage die Mutter nach ihrem Tode ihren ungehorsamen Sohn als schneeweiß leuchtender Heuhaufe verfolgt[10]), wobei zu der Vorstellung vom Weiterleben nicht zur Ruhe gekommener Totenseelen in Grasgestalt die von Weiß als Totenfarbe tritt.

Außer als Domizil für Toten- und Krankheitsgeister gilt der Rasen auch als solches für Naturgeister. Die Bezeichnung „Graskönig" für Pfingst- oder Maikönig[11]) deckt Beziehungen des Vegetationsdämons zum jungen Rasen auf. Nach mittelalterlichem Volksglauben wird der Alraun als ein im Grase stehendes Gewächs abgemäht[12]), nach Ausweis mittelalterlicher Hexenakten besaßen die Hexen die Fähigkeit, durch Ausrupfen, Segnen und Werfen von Grashalmen gegen einen Baum Werwölfe hervorspringen zu lassen, die augenblicklich in die Herde fielen[13]). Zumeist hat sich diese Einkörperung von Naturdämonen in Rasen und Gras jedoch im heutigen Volksglauben zu einer losen Verbindung von Naturgeistern mit der Heuernte gelockert. Die an hohen Festtagen während des Gottesdienstes erscheinende „Graserin" hat ein zwergartiges, zwei Fuß langes Männlein im Gefolge[14]), gleichwie der Hausgeist

in Sachsen als „Heugütel“ bezeichnet wird[15]). Naturgeister erscheinen und helfen oder necken bei der Heuernte, wie Zwerge und Bergmännlein, die mit einer Haselrute mähen[16]), Holzweiblein, die allerlei Mutwillen verüben[17]), die „Weißen Frauen“, für deren möglichen Besuch die Schnitter „Mahdküchlein“ mitbekommen[18]), „Salige Frauen“, die, wenn ein Schnitter das „Rodnerinnenlocken“ übt, d. h. dreimal mit dem Wetzstein über die Sense streicht, erscheinen und die Heureihen verstreuen[19]), die den Schnittern auf den Bergwiesen Küchlein und Krapfen stehlen[20]), gern in Heuschupfen ruhen[21]) und im Winter auf den Schlitten hocken, die das Heu zu Tal tragen[22]), die „Hollen Dirnen“, die hülfsbereit nächtlich das tagsüber gemähte Gras zusammenrechen[23]), in Schweden das „Skogsrå“, das unsichtbar den Burschen, der es bei der Heuernte neckt, ohrfeigt[24]), oder endlich unsichtbare Geister, die das Heu zu Tal fahren[25]). Verchristlicht werden diese Vorstellungen, insofern die Naturgeister zu teuflischen gewandelt werden, wenn der Wilde Jäger zur Zeit des Heumähens jagt[26]), wenn der Teufel als Heubaum[27]), als mit sechs weißen Mäusen bespanntes[28]) oder als „wahres Ungetüm von Heufuder“ erscheint[29]), wenn dem Volksglauben nach im Wirbelwind aufsteigendes Heu vom Bösen seinen Dienern zugetragen wird, was man wortzauberisch durch den Ruf „Saudreck!“ verhindern kann[30]), wenn die Hexe durch ein Unwetter das Heu von der Wiese in ihren Stadel fliegen läßt[31]), oder es dadurch heimschafft, daß sie unter Hersagung eines Zauberspruches in alle vier Winde einen Strich beschreibt[32]). Mit eingekirchten Naturgeistern steht endlich das Heu in Verbindung, wenn die Kinder in die am Nikolausabend an den Herd oder Schornstein als den kultisch-magischen Mittelpunkt des Hauses zauberheischend aufgestellten Schuhe, die als Trachtstück wiederum zauberische Bedeutung haben, Heu für Nikolaus' Pferd legen[33]).

Der Rasen der sich selbst gleich seinen Derivaten Gras, Grashalm und Heu als Einkörperung von Menschen-, Krankheits- und Naturgeistern erwiesen hat, wobei alle Stärkegrade dieser animistischen Vorstellung von der Gleichsetzung des Menschengeistes mit dem Rasen bis zur letzten losen Verbindung von Naturgeist und Heu noch im heutigen Volksglauben erscheinen, ist in seiner magischen Wirksamkeit als Teil der ganzen Erde, die eben im Rasen als dem natürlich gewachsenen Boden ihren Ausdruck findet, aufzufassen. Daß dem Rasenzauber der pars pro toto-Gedanke zugrundeliegt, beweist eine aus frühchristlicher Zeit überlieferte angelsächsische Nachricht über die Entzauberung unfruchtbarer Felder, in der sich schon das Eindringen christlicher Ablösungen in altheidnische Zauberriten zeigt: vor Sonnenaufgang werden aus den vier Winkeln des Ackers vier Rasenstücke ausgehoben, diese selbst und die Erdschürfe mit Weihwasser besprengt, mit Öl, Honig und Hefe, mit Milch von jedem Stück Vieh, mit Zweigen von allen Baumarten im Lande, außer Hartbaum, und allen Krautarten, außer Kletten, beschüttet und ein Segen darüber gesprochen; alsdann werden die Rasenstücke in die Kirche getragen und auf den Altar gelegt, die Narbenseite diesem zugewendet, wo der Priester vier Messen über sie singt; vor Sonnenuntergang werden sie wieder an ihre Plätze getragen und jeder Rasensoden unter neunmaligem Gebet in seinen Erdschurf gelegt, in den man vorher ein aus Lebensbaum hergestelltes Kreuz mit je einem Namen der vier Evangelisten an jedem der vier Kreuzarme gebracht hat[34]).

Gelten in dieser Flurentzauberung die vier aus den Winkeln gestochenen Erdschollen als Substitut des ganzen Ackers (ebenso wie im salischen Gesetz ein

anderer Erdstoff, die „chrenecruda", Staub aus den vier Winkeln des Hauses, den der landflüchtige Besitzer des Hauses auf den zur Rechtsnachfolge Bestimmten wirft, das ganze Haus vertritt, eine Vorstellung, die sich noch bis ins 19. Jahrhundert erhalten hat, wo man dem Neugeborenen Vierwinkelstaub unter das Kissen legte, um ihm Hausfrieden zu sichern[35]), so diente ebenso im mittelalterlichen Rechtsbrauch das gegrabene Rasenstück als Verkörperung des ganzen Ackers: durch Ausschneiden und Darreichen von Graserde wird das Gut aufgelassen, durch Annahme desselben das neue Besitzverhältnis angetreten[36]), durch Darbringen von Rasen und Zweig auf dem Altar als Symbolen für Boden und Pflanzenbestand wird Land an die Kirche übertragen[37]), durch Rasen und Zweig der Rechtsanspruch auf bestrittenen Boden vor dem Richter dargestellt[38]); bei der ordalen Rasenprobe wird eine Scholle aus dem streitigen Boden gestochen, in ein Tuch geschlagen und von beiden Kämpfenden mit dem Schwerte berührt[39]).

Die Rasenscholle wird alsdann im mittelalterlichen Rechtsbrauch reduziert zum Halm. Der Grashalm symbolisiert den Abschluß von Bündnissen[40]), wie auch das Brechen eines Strohhalmes zwischen beiden Teilen den Vertragsschluß[41]). Zum Zeichen feierlicher Auflassung, Entsagung, Verpfändung, Kündigung, Übertragung wird der Halm mit der Hand auf die Erde oder in einen Hut geworfen, gereicht, von der Erde oder aus einem Hut gegriffen, bald von den Rechtsparteien, bald vom Richter[42]). Im kirchlichen Rechtsbrauch warfen Jungfrauen, die sich dem Himmel verlobten, den Halm als Zeichen der Übergabe ihrer Person[43]). Durch Darreichen eines Grashalmes erklärte sich der sich Unterwerfende nach beendetem Kampfe für besiegt[44]). Wie sich so im Nibelungenlied der besiegte Liudgast durch einen Halm an Siegfried übergibt, so brechen noch heute die Schwinger in den Alpen vor Beginn des Wettringens jeder einen Halm und nach entschiedenem Sieg der Geworfene einen zweiten[45]). Wie in einem Kellerschen Fastnachtsspiel der Liebhaber in Nachahmung früherer minnezeitalterlicher Sitten sich durch einen in den Mund genommenen Halm als Knecht seiner Dame bekannte, so stellen sich bis in die jüngste Zeit in Schottland die Dienstboten, die einen Herrn suchen, mit einem Halm im Munde auf den Markt[46]). Wenn man in höchster Not, bei einbrechendem schwerem Hauskreuz oder bei lebensgefährlichen Blutungen dem Herrgott damit drohen will, sich dem Teufel als Knecht zu übergeben, wenn er das Unheil nicht abwendet, stellt man sich mit einen Halm vom eigenen Strohdach im Munde vor ein geweihtes Herrgottsbild und stößt mit den Worten, der Teufel solle das Unglück hinnehmen, ein Messer in das Bild[47]). Im Orient nimmt, wer den Zorn eines anderen beschwichtigen oder seine völlige Unterwerfung ausdrücken will, einen Grashalm in den Mund[48]). Ebendort muß der verurteilte oder begnadigte Verbrecher mit Grashalmen im Munde vor dem König erscheinen, die Gesandten besiegter Völker treten auf diese Art vor den Eroberer[49]), wie sie auch als Zeichen der Unterwerfung und des unbedingten tiergleichen Gehorsames „ins Gras beißen"[50]).

Auf älteste Vorstellungen geht die Verwendung des Rasens im mittelalterlichem Rechtsbrauch beim Schwur zurück. Die ursprüngliche Form der Eidesstärkung, die die Verbindung des Schwörenden mit der mütterlich-heiligen Erde im Augenblick des Eides darstellte, hat sich im mittelalterlichen Blutsbrüderschaftsschwur erhalten: die schwörenden Bundesbrüder schneiden einen Streifen Rasen an den Längsseiten auf und lassen ihn an den Schmalseiten mit dem Boden zusammenhängen, heben dann den Rasenstreifen in die Höhe,

stützen ihn in der Mitte durch einen untergestellten Spieß und lassen unter ihm Blut aus Hand- und Fußsohle auf den nackten Boden zusammenfließen[51]. Die unmittelbare Verbindung mit der Erde durch den fest an ihr haftenden Streifen ist alsdann verblaßt zu der als Eidesstärkung auf den Kopf gelegten freien Rasenscholle[52]. So muß beim Grenzeid der Schwörende im bloßen Hemd, als Ablösung der kultischen Nacktheit, in einer ellentiefen Grube mit einem Rasenstück auf dem Kopfe niederknien[53], bei Besitzstreit muß der Schwörende, ein Rasenstück des umstrittenen Bodens, das hier wieder als pars pro toto den ganzen Acker darstellt, auf dem Kopf haltend, im Erdschurf stehen[54]. Endlich verblaßt die Erdbindung dahin, daß Schwörende das Schwert bis an den Griff in den Rasen stecken[55].

Der im mittelalterlichen Rechtsbrauch geübte Erdbindezauber lebt fort in der neuzeitlichen Anwendung des Rasens als Abwehrzauber. Naturgemäß richtet er sich zunächst gegen die Totengeister: dem Toten wird Rasen auf den Hals gelegt, nach volksmäßiger Auslegung, um ihm durch Festhalten des Kinnes das Öffnen des Mundes und damit das Wiederkehren als Nachzehrer unmöglich zu machen[56]. Einem Toten, der „schnell gestorben" ist, dessen Rückkehr also besonders zu fürchten ist, wird der Rasen auf die Brust gelegt, angeblich gegen das Auslaufen[57]. Ein Rasenstück legt man auch dem Toten auf die Brust, um den sich die Angehörigen „nicht grämen wollen"[58]. Den alten Bannzauber hat die volksmäßige Ausdeutung sodann in sein Gegenteil verkehrt, wenn man, „um dem Toten die Erde leicht zu machen", auf den in das Grab gelassenen Sarg Heu wirft[59]. Christliche Milderung des Totenbannes durch Rasen liegt vor, wenn man glaubt, daß grüner Rasen auf dem Grabe dem Toten Ruhe bringe[60]. Verblaßt ist endlich die Erdbindung insofern, als Rasen unter den Toten gelegt wird, wenn man statt des Kissens dem Toten ein frisches Rasenstück unter den Kopf legt und diesen „Kopfwasen" in den Sarg mitgibt[61], oder wenn man die Leiche, um sie gegen vorzeitige Verwesung zu schützen, bis zur Einerdung auf Rasen legt[62].

Der Rasenbannzauber hat sich sodann hinsichtlich seines Objekts von den Totengeistern auf andere Schadengeister übertragen, wobei zunächst in Innehaltung der genetischen Linie der Rasen von einem Grabe stammen muß. Im Mittelalter legte man in die Wiege eines beschrienen Knaben ein Rasenstück vom Grab eines jungen Mädchens, in die Wiege eines beherten Mädchens ein solches vom Grab eines jungen Knaben[63]. Der zur Hexenschau benötigte Rasen (siehe unten) muß vom Grabe eines ungetauft verstorbenen Kindes stammen[64]. Befallen fremde Bienen die eigenen (Bienen gelten als heilige und deshalb magischen Schutzes stark bedürftige Tiere[65]), so zerstößt man ein Rasenstück vom jüngsten Grabe des Friedhofs und bewirft mit dem Pulver die Angreifer[66].

Der im Heilzauber verwandte, von einem Grabe genommene Rasen vereinigt den Erdbindezauber mit dem Leichenzauber, welcher ein dem Vergehen der Leiche analoges Schwinden der Krankheit bezweckt. Vorbeugend gegen Seekrankheit muß man vor Beginn der Reise aus einem Kirchhof geschnittenen Rasen in die Schuhe legen[67]; gegen Zahnschmerz am Karfreitag früh auf einem Gottesacker Rasen ausstecken, dreimal in den Erdschurf hauchen und den Rasen zurücklegen[68]. Zur Bannung innerer Krankheiten wird vor Sonnenaufgang auf dem Friedhof Rasen ausgehoben, in dessen Erdschurf der Kranke sein die Nacht über aufgespartes Wasser abschlägt und darauf den Rasen mit der Grasseite als der eigentlich zauberisch wirksamen, nach unten wieder einsetzt[69].

Zur Heilung von Brüchen und Fallsucht muß man in der Karfreitagsnacht oder am Weihnachtsabend auf dem Kirchhof Rasen ausstechen, in die nackte Erdstelle etwas vom Kranken Herrührendes legen und den Rasen wieder hineinfügen, wobei man Erde von den drei jüngsten Gräbern nimmt, die der Kranke auf dem Leibe tragen muß[70]). Heilzauberisch wirksam ist auch das auf Gräbern gewachsene Gras. Unfruchtbare Frauen reißen bei zunehmendem Monde mit den Zähnen Gras vom Grabe einer im Wochenbett verstorbenen Frau, essen es und rufen die Tote an, sie fruchtbar zu machen[71]). Auf Gräbern gewachsenes Gras hilft ebenso gegen Fieber[72]). Heil- und Bannzauber verbinden sich, wenn die Juden beim Verlassen des Friedhofs nach Beerdigungen oder Besuchen ihrer Toten dreimal Gras rupfen, es wie zum Kuß an den Mund führen und es danach mit den Worten: „Gedenke, daß du Staub bist!" über die Schulter werfen[72]). Krankheiten werden auch durch vor Sonnenaufgang unter Absagen einer Besprechungsformel auf dem Kirchhof vorgenommenes Aussäen von Grassamen geheilt[73]).

Weiter verliert sich im vorbeugenden Rasenzauber der Zusammenhang mit den Totengeistern, wenn allgemein Rasen als Abwehrmittel gegen den Teufel und seine Genossen, besonders die Hexen gilt[74]). Der Charakter der Erdbindung hat sich dabei zunächst noch erhalten, wenn Rasen aufs Haupt gelegt, also, wie man in Frankreich sagt „zwischen zwei Erden" (entre deux terres) sein[75]), gegen Schadenzauber sichert[76]). Deshalb legt man sich beim Anblick einer als Hexe verdächtigen Person Rasen auf den Kopf[77]). Auch kann man Hexen als solche erkennen, ohne von ihnen behelligt und gestraft werden zu können, da man ihnen unsichtbar ist[78]), wenn man, auf dem Kopfe ein Rasenstück tragend, das vom Grab eines ungetauften Kindes stammt[79]), oder das vor Sonnenaufgang auf einer Feldecke gestochen ist[80]), in der Mainacht auf einem Kreuzwege[81]), in einer Grube auf dem Galgenberg sitzt[82]), am Georgstage, dem 24. April, dem südslavischen Hexenziehtag, beim Austrieb der Kühe sich an die Stalltür stellt[83]), oder vor Sonnenaufgang auf der Kuhweide die Kleider aus- und umgekehrt wieder anzieht[84]). Rasen auf dem Kopf macht auch dem Teufel unsichtbar[85]): man kann ihn[86]), wie auch seine Gesellen, die Bilmesschnitter[87]), sehen, wenn man unter einem solchen auf dem Felde in einer Grube sitzt[88]), oder die Rasendecke eines Maulwurfshügels mit der Grasseite nach unten auf dem Kopfe trägt[89]), wie man auch am Johannistage mit einem Stück frischen Rasens unter dem Hut seinen Feind erkennen kann, der den Segen des Feldes raubt, indem er an jeder Ecke des Feldes einige Ähren abschneidet[90]). Mit einem Rasen auf dem Kopf und nackten Füßen kann man ferner blinkende Schätze heben[91]), mit dem ersteren allein den Sagen nach die Vogelsprache verstehen[92]), wie man endlich auch „zwischen zwei Erden" stehend, d. h. mit einem Rasen auf dem Kopf oder in der Hand in mondlosen Nächten Dinge sehen kann, die andern verborgen sind[93]). Bewirkt in allen diesen Zauberformen die auf dem Kopf getragene Scholle die Partizipation an der magischen Kraft der Erde, indem sich der Abwehrzaubernde unter ihr Rasenkleid begibt, so tritt andererseits wieder die alte Vorstellung von der Erdbindung der Toten durch aufgelegten Rasen hervor, wenn derjenige, der in den Zwölften in einem Zauberkreise „lossteht", seine Nachbarn, die dem Teufel bestimmt sind, mit einem Rasen auf dem Kopf der Hölle zuwandern sieht[94]).

Endlich verliert sich im abwehrenden Rasenzauber auch das Moment der Erdbindung durch Auflegung auf den Kopf und nun ist der Rasen magisch wirk-

sam rein als Erdteil. Als solcher findet er Verwendung zumal in der zauberischen Sicherung des Viehs. Gegen Beherung auf der Sommerweide, die sich durch Lahmen[95]) oder Grasseuche[96]) äußert, schützt man das Vieh, wenn man es beim ersten Austrieb im Frühling über frischen, vor die Schwelle gelegten Rasen gehen läßt, auf den man zur Zauberverstärkung außerdem ein Ei und Eisengerät, wie ein Beil, Schlüssel usw. legt[97]) oder unter dem man zu demselben Zweck kreuzweise Schere, Erbschlüssel und Wetzstein anbringt[98]). Auch im Stalle schützt man das Vieh durch außen vor die Schwelle gelegten frischen Rasen, den man mit Sumpfdotterblumen bestreut: wie in allen diesen Zaubermaßnahmen hindert nach der Volksauffassung das Zählen der Halme die Hexe, hier vermehrt um das der Blumenblättchen, die andererseits jedoch auch durch ihr leuchtendes Gelb apotropäisch wirken[99]). In besonderem Maße hat man in der Walpurgisnacht, der Hexenziehnacht, den Stall durch Rasen zu schützen[100]): es geschieht in Verbindung mit Zahlenzauber, wenn man die Rasenstücke zu dreien vor die Tür legt[101]), mit Wortzauber, wenn sie mit einem Bannspruch gegen die Hexen gegraben sein müssen[102]), mit Zahl-, Zeichen- und Pflanzenzauber, wenn sie mit drei Kreuzen von Hollunder besteckt[103]) oder mit einem Besen zusammen in Kreuzform gelegt sein müssen[104]). Schließlich breitet man auch vor Wohnhaus und Stubentür solche Rasenstücke aus, um auch die Menschen zu schützen[105]). Diese sichern sich allgemein gegen Hexen, indem sie, besonders in Zauberzeiten und an Zauberorten, auf Rasen und nicht auf dem ausgetretenen Fußweg gehen[106]). Auf die mittelalterliche Vorstellung von den Hexen als Wettermacherinnen geht der Glaube zurück, daß man den Wind wenden und damit heraufziehende Unwetter abhalten kann, wenn man ein Stück Rasen auf dem Boden umkehrt[107]).

Als Abwehrzauber dient wie der Rasen so auch als sein Derivat das Gras. Vorbeugend wird es als innerliches Mittel angewandt, wenn man zur Gesundheitsstärkung in der Karfreitagsfrühe das „Saatweiden" übt, d. h. die Spitzen des jungen Grüns abbeißt[108]), oder in der Nacht von Karfreitag auf Karsonnabend Gras auf der Wiese ißt, um vor Zahnweh bewahrt zu werden[109]). Ebenso geht auf die Vorstellung von der Verstärkung der magischen Kräfte des Grases zu Zauberzeiten der Glaube zurück, daß am Georgstage vor Sonnenaufgang ausgerissenes und ohne Sonne unter dem Dach getrocknetes Gras das Vieh gegen Beherung schützt[110]). Als Mittel, die Segnungen einer Heilszeit zu übertragen und dadurch das Vieh das ganze Jahr vor Krankheit und Beherung zu schützen, dient Heu, das, wie überhaupt das Viehfutter[111]), die Weihnachtsnacht draußen war[112]), auf dem Düngerhaufen gelegen hat[113]), im Dung eingegraben war[114]), vor der Diele[115]), auf dem Dach[116]), unter der Dachtraufe[117]), in der Viehtränke[118]) gelegen hat, das in der Christnacht gestohlen ist[119]), mit dem man in der Mitternachtsstunde der Christnacht dreimal um die Kirche gegangen ist[120]), oder in der Silvesternacht zwischen 11 und 12 Uhr die große Glocke auf dem Kirchturm gerieben hat[121]). Außer als Mittel gegen durch Verherung verursachte Krankheiten dient Heu, das in der Weihnachtsnacht auf dem Mist[122]), vor der Tür[123]), vor Scheune und Stall[124]), das vom Glorialäuten des hohen Donnerstags bis zum Glorialäuten des Karsamstags unter der Dachtraufe gelegen hat[125]), als Präventivzauber gegen das Aufblähen des Viehs, und wird ihm beim ersten Austrieb gegeben, da es sich bei diesem besonders leicht überfrißt[126]). Auch muß man dem Vieh in der Christnacht unter der Metten Heu geben, das man am Johannistage vor Sonnenauf-

gang geschnitten und im Schatten hat abdorren lassen[127]). In Toskana läßt man am 17. Februar einen Korb mit Heu zum Schutz des Viehs kirchlich weihen[128]). In Weißrußland erhalten die Jungtiere in den ersten Wochen nach der Geburt Heu zu fressen, das an der Stelle im Stall aufbewahrt war, wo der Geist Bagan seinen Wohnsitz hat[129]). Wie hier als Mittel, die Segnungen einer Heilszeit, dient andererseits Heu, das Numen eines anderen Wesens zu zauberischen Zwecken zu übertragen, wenn unfruchtbare Kühe, damit sie trächtig werden, gestohlenes Heu erhalten, das der Bauer zuvor auf seinem Leibe getragen hat[130]), wenn der Bauer neugekauftem und heimwehkrankem Vieh Heu zu fressen gibt, auf dem er eine Nacht geschlafen hat[131]), wenn man, um dem Verlangen der Mutterkuh nach dem Jungtier, das man verkaufen will, vorzubeugen, dem Kalbe mit einem Heuwisch den Rücken hinabfährt und diesen der Mutterkuh gibt[132]), wie man zu demselben Zweck der Mutterkuh einen Wisch Heu gibt, den man dem Kalbe, das man entwöhnen will, durchs Maul gezogen hat[133]). Als Mittel endlich, durch Lärmzauber die die künftige junge Saat bedrohenden Bosheitsgeister zu vertreiben, dient Gras, wenn man es Weihnachten im Garten drischt, „um gute Ernten zu haben“[134]).

Der alte Erdbindezauber der mittelalterlichen Rechtssitte hat sich wie im Vorbeuge- und Abwehrzauber so auch im neuzeitlichen Heilzauber erhalten, soweit in diesem die Krankheit magisch an die Erde gebunden wird[135]). Die Bindeart, wie sie in ursprünglicher Form der Schwur der Blutsbrüderschaft zeigt, hat sich in manchen Heilungsweisen unserer Zeit mehr oder minder rudimentär erhalten, zumeist vereint mit mehreren andersartigen Zauberhandlungen und gebunden an magische Vorbedingungen, wie ja gerade die heilzauberischen Maßnahmen oft ein Konglomerat der verschiedensten Zauberarten sind. Zur Heilung des Fiebers schneidet man an drei aufeinanderfolgenden Tagen (Zahlenzauber) vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang (Zeitzauber) schweigend (kultisches Schweigen) auf einem Grasplatz ein rundes Stück Rasen (magischer Kreis) so aus, daß er an der Nordseite (kultische Richtung) mit dem übrigen gewachsenen Boden zusammenhängend bleibt, klappt den Rasendeckel auf, wirft in den Erdschurf eine Handvoll Salz (Abwehrmittel gegen die die Handlung bedrohenden Schadegeister), schlägt sein Wasser (als numinös mit dem Krankheitsstoff in Verbindung stehend oder geradezu als Krankheitsträger) auf den nackten Boden ab und schließt den Rasen wieder[136]). Handelt es sich hier um ein Übertragen der Krankheit auf die Erde durch Eingraben von Absonderungen, durch das nach volksmäßiger Deutung die Krankheit analog den Absonderungen in der Erde vergehen soll, so liegt der Gedanke des Abstreifens des körperhaft gedachten Krankheitsgeistes zugrunde, wenn zur Fortzauberung bestimmter Krankheiten ein Stück Rasen in zwei Teile zerschnitten wird und der Kranke zwischen diesen hindurchschreiten muß[137]). Ein Abstreifen unter dem Rasen liegt vor, wenn man zur Heilung der englischen Krankheit an drei aufeinanderfolgenden Donnerstagabenden (als Zaubertagen) schweigend auf dem Felde, möglichst an einer Verzweigung dreier Wege, ein frisches Rasenstück ausgräbt, es heimträgt und zu Hause über die oberen Beine eines auf die Seite gelegten Stuhls legt; darauf das kranke Kind in Sonnenlaufrichtung (Sonnenzauber) unter dem Erdstück hindurchzieht und dieses schweigend, wie die ganze Handlung verlaufen muß, an seinen Ort zurückträgt[138]); dabei soll der Umstand, daß der Rasen an einem Weg gestochen ist, ein Fortfahren der Krankheit durch vorbeiziehende Wagen bezwecken; die Wegverzweigung, besonders die dreigabe-

lige, gilt wie ja auch der Kreuzweg, als Zauberort. Eine Erinnerung an die unter der magischen Erddecke vorgenommene Heilhandlung liegt darin, daß man gegen Kopfschmerz ein Rasenstück eine Zeitlang auf dem Kopf hält und es dann, wie es gewachsen oder umgekehrt mit der Narbenseite nach unten, in den Erdschurf zurücklegt [139]) oder endlich, daß man zur Heilung von „Einfluß", einer Brustkrankheit, bei zunehmendem Monde (analog dem Monde soll die Gesundheit wachsen) einen Rasen aussticht, ihn unter Absagung einer Bannformel mit nachfolgendem Vaterunser (als Wortzauber) eine Zeitlang auf die Brust legt und darauf wieder an seiner Stelle einsetzt [140]).

In der letzten Heilhandlung geht schon die alte Erdbindung durch Zauber unter dem Rasen über in die Vorstellung von der Überleitung des Krankheitsnumens in die freie Rasenscholle, wobei jedoch der Charakter des Eingrabens gewahrt bleibt. Zur Heilung von Pferdefußkrankheiten wird unter dem Huf des kranken Fußes Rasen ausgeschnitten, der Fuß, während das Pferd mit ihm auf dem nackten Boden steht, unter Absagung einer Krankheitsbannformel mit dem Rasen gerieben und dieser sodann zurückgelegt [141]). Weiter vergräbt man in ein Rasenloch sein Wasser, als vermeintlich numinös mit der Krankheit in Verbindung stehend: innere Krankheiten [142]), Fieber [143]), auch den Verlust der monatlichen Regel [144]) sucht man dadurch zu beheben, daß man während des Marialäutens vor Sonnenaufgang schweigend und, als kultisches Blickverbot, mit abgewandtem Gesicht seinen über Nacht angesammelten Harn in einen seines Rasens entblößten Erdschurf läßt und mit dem Rasen bedeckt. Zum Erdbindezauber tritt Opferzauber, wenn man die von einer Fingerwurzelkrankheit befallene Hand nachts und unbeschrien auf einen Rasen legt, der bei einer Weggabelung an einer Wagenspur wächst, den berührten Rasen aushebt, in den Erdschurf die kranke Hand hält, sodann ein Geldstück hineinlegt und den Rasen in den Schurf zurückfügt [145]). Zeichenzauber tritt hinzu, wenn man zur Heilung von Krankheiten in ein ausgehobenes Rasenstück ein Kreuz schneidet, in dieses hineinmelkt und den Rasen wieder in sein Erdloch legt [146]). Sodann werden tatsächlich mit der Krankheit in Verbindung stehende Stoffe vergraben, wenn man, um Blutungen, besonders der Nase, zu stillen, in den nackten Erdschurf Blut [147]), zuweilen unter Hersagen einer Blutstillformel [148]), tropfen läßt, ein Läppchen mit Blut hineinwirft [149]) oder einen in den drei höchsten Namen geschnittenen dreieckigen Rasen auf die blutende Stelle hält [150]) und den Rasen zurücklegt. Künstlich mit dem Krankheitsherd in Verbindung gebracht wird der Krankheitsnumenträger, wenn man zur Heilung des Überbeins ein Stück Seife dreimal in Kreuzform auf dieses drückt und unter einem ausgehobenen Rasenstück vergräbt [151]).

Endlich verliert sich auch das Moment des Eingrabens, und der Rasen dient lediglich als Mittel zur Absorption der Krankheit. Angeblich zum Schutze gegen das Wundliegen wird Kranken Rasen ins Bett gelegt, und zwar mit der Grasseite nach unten [152]): hier ist also nicht der pflanzliche, sondern der erdliche Teil des Rasens der magisch genutzte. Auch werden Kranke unmittelbar auf Rasen, und zwar auf die Grasseite gelegt [153]), wie man auch zum Heilen von Krankheiten der Schweine ein mit Pfeffer bestreutes Stück Rasen in den Stall bringt [154]), wobei der Pfeffer seines scharfen Geruchs und Geschmacks wegen zauberabwehrend wirkt.

Dienen in diesen Heilweisen die Rasen nur zur Aufnahme der Krankheit, weshalb sie nach der Prozedur einfach fortgeworfen werden, so bewirken sie bei

den Heilungsarten, die das Eindorrenlassen des mit der Krankheit berührten Rasens vorschreiben, ein Vergehen der Krankheit mit dem letzten Rest pflanzlichen Lebens in der Scholle. Zur Behebung von Viehkrankheiten[155], zumeist des Fußes, wie der Hufkrankheiten[156], Fußfäule[157], Maul- und Klauenseuche, der Blasenbildung zwischen den Klauen[158], der Lahmheit[159], in Frankreich einer volkstümlich „fourche" genannten Fußkrankheit[160], weniger zur Heilung menschlicher Krankheiten, wie der Fußgeschwüre[161] oder gar des Kopfschmerzes[162], wird ein Rasenstück, auf dem der Kranke steht, oder, zur Heilung des Kopfwehs, auf das er die linke Hand hält, ausgeschnitten und zum Verdorren gebracht, indem man es an die Sonne hängt[163], an einen Zaunpfahl steckt[164], wobei zuweilen die Narbenseite nach unten blicken muß[165], indem man es in den Rauch hängt[166], auf den Rauchmantel[167] oder hinter den Herd[168] legt. Zuweilen tritt in diesen Heilweisen Zauberstärkung dadurch ein, daß man, wie bei der Fußfäule des Viehs, in den Rasen drei Nesseln steckt, die man dem kranken Tier durch die Zehen gezogen hat und Rasen mit Nesseln über der Feuergrube dorren läßt[169]; oder dadurch, daß man den Gebirgsziegen, deren Klauen durch Eintreten von Spreißen vereitert sind, etwas Haut von den kranken Klauen schneidet, die offene Wunde mit frisch gestochenem Rasen reibt und diesen dann in den Rauchfang hängt[170]; oder dadurch, daß man beim Blutharnen eines Rindes den Rasen, auf den es sein Wasser gelassen hat, ausschneidet und mit der Narbe abwärts auf einen Zaunpfahl steckt[171]. Zuweilen wird das Rasenstück, nachdem man es zuvor mit dem Krankheitssitz in Berührung gebracht hat, zum Vertrocknen auf die Zweige eines Baumes gelegt[172].

Wie in dem auf älteste Vorstellungen vom Zusammenhang zwischen Rasen als Erdmantel und Menschen-, Krankheits- und Tiergeistern zurückgehenden heilzauberischen Dorren des Rasenstücks der Krankheitsgeist zum Vergehen gebracht wird, so geschieht dasselbe im Schadenzauber mit dem Menschen- oder Tiergeist. Wenn man ein Stück Rasen, auf welchem ein Mensch[173], zuweilen als Verstärkung der Numenüberleitung mit nackten Füßen[174], ein Dieb[175] oder ein Pferd[176] gestanden hat oder das von einem jemandem anders gehörigen Rain abgestochen ist[177], das also immer das Numen dessen, dem man schaden will, in sich aufgenommen hat, dadurch zum Verdorren bringt, daß man es in den Kamin[178], hinter Herd oder Ofen hängt[179], oder indem man es sonstwie verwahrt[180], so muß derjenige, dessen Fußspur der Rasen trägt, dahinsiechen, wie der Rasen eintrocknet und sterben, wie das letzte Leben aus seinen Pflanzen entweicht. Dem Numenzauber wird Bandzauber beigesellt, wenn beim Hexen zur Milchgewinnung das fremde Vieh, dem man die Milch nehmen will, über einen Rasen geführt wird, auf den man Strickstücke gelegt hat, und der Rasen sodann ausgeschnitten und in die Butterrolle getan wird[181]. Zauberer können sich dadurch unsichtbar machen, daß sie auf grünen Rasen treten[182], also durch zauberische Mittel an der magischen Kraft der Erde partizipieren, wie durch Zauber Gebannte erst dann wieder gelöst werden können, nachdem sie „ausgegraben" sind, d. h. der Rasen, auf dem sie stehen, kreisförmig ausgeschnitten ist[183].

Wie der Rasen wird auch das Gras schadenzauberisch verwandt, und auch hier liegen dieselben uralten Vorstellungen von magischer Animation zugrunde. Im magyarischen Hexenglauben, wo die Hexen militärisch organisiert sind, heißen die Gemeinen „Grasträgerinnen"[184]. Wenn nach einem Beleg des 17. Jahrhunderts eine Hexe das von einem Nachbarn bei der Einfahrt der Ernte ver-

lorene Gras unter Hersagung bestimmter Worte aufhebt, so zieht sie den „Nutzen" aus dessen Kühen[185]). Um fremden Kühen den Milchertrag zu stehlen, hängen die Hexen ferner ein Grastuch an einem auf der Wiese stehenden Baum so auf, daß die vier Zipfel nach unten hängen und melken aus diesen wie aus den Zitzen des Euters die fremde Milch[186]). Den Nutzen zieht man weiter aus des Nachbarn Haus, wenn man am Tage Johannis des Täufers drei Handvoll Gras aus dessen Garten, im fließenden Wasser stehend, hinter sich wirft[187]). Andererseits dient solches Gras auch zum Gegenzauber gegen die Hexen: damit die Milch nicht durch den bösen Blick verhext wird, hängt man in Irland drei Schnitte Gras, vor Sonnenaufgang von der Wiese der verdächtigen Person geholt, in einem Kleidungsstück über der Milchkammertür auf[188]).

Daß der Graszauber erst sekundär dem Teufel und seinen Genossen, den Zauberern und Hexen, beigelegt ist, zeigen noch im heutigen Volksglauben die „Hexenringe", kreisförmige grasloſe Plätze im Rasen, die schon Linné als Wirkung von ringförmig sich ausbreitenden und hinter sich absterbenden Gräsern erkannt hat[189]). Primitiver Glaube der Vorzeit und Jetztzeit schreibt sie der Empfindlichkeit des zart beseelten Grases gegenüber der Berührung von Geistern zu, und wenn sie im heutigen Volksglauben als Tanzplätze wie der Feen und Elben[190]), der Zwerge[191]), der Bergleutlein[192]), der Hojemännlein[193]), so auch der Teufel[194]), der Zauberer[195]), der Hexen[196]) und als Ausfahrtsort der letzteren zum nächtlichen Tanze[197]) angesehen werden, so zeigt sich darin die Ersetzung alter Naturgeister durch die Bosheitsgeister des kirchlichen Hexenglaubens. Andererseits gelten auch Ringe von besonders üppigem Graswuchs als Tanzplatz wie der Elben und Feen[198]), so auch der Zauberer und Hexen[199]). Diese Ringe bergen magische Kräfte, und zwar je nach den sie verursachenden Geistern gut- oder bösartige. In Frankreich flüchtet man in sie, wenn man von wilden Tieren oder vom Teufel und seinen Gesellen angegriffen wird[200]), in den Niederlanden und in Sachsen verbietet man den Kindern, aus den üppigen Ringen Gras zu rupfen[201]), im skandinavischen Norden kann man, wenn man um Mitternacht in die grasloſen Ringe geht, die sonst unsichtbaren Elfen erkennen, setzt sich jedoch der Gefahr aus, von ihnen geneckt zu werden[202]), in einigen Gegenden Frankreichs geht man mit Schauder an ihnen vorbei, darf sich nicht hineinsetzen, die Kühe nicht um sie herumweiden und Gras aus ihnen nicht ins Futter mengen[203]). Der Zusammenhang mit dem Seelenglauben bricht atavistisch wieder durch, wenn man Wiedergänger in sie gebannt glaubt. Sind von Exorzisten solche Wiedergänger, also Menschen, die nicht im Zustand der Gnade gestorben sind, in sie gebannt, so können sie dem Böses antun, der den Fuß in der Mitternachsstunde in solchen Ring setzt[204]). Man kann den Zauber solcher grasloſen Ringe beheben, wenn man ein Stück Brot in sie eingräbt[205]).

Außer in solchen Zauberringen wächst ferner kein Gras, wo böse Geister den Rasen betreten haben; so, wo der Teufel seine Fußspur hinterlassen hat[206]), wo der „umgehende Schuster", der Ewige Jude gesessen hat[207]), wo der Teufel als Drache seine Losung, das „Drachenschmalz", eine scharf riechende, gelbliche, milchige Flüssigkeit fallen läßt[208]), wo das Mutesheer einfährt[209]); ein Brandstreifen läuft, wo der Wilde Jäger als Dieter Bernhard zieht[210]), wo die Kegelbahn des zur Strafe für sein gottloses Getriebe vom Boden verschlungenen Wirtshauses gestanden hat[211]). Gras wächst weiter nicht, wo

Menschengeister umgehen, so, wo Gespenster gewandelt[212]), Geister gebannt[213]), wo Untaten geschehen[214]) sind, wo Blut[215]) von Enthaupteten[216]), Ermordeten[217]), im Brudermord[218]) geflossen ist, wo Unschuldige gerichtet sind[219]), wo das Schwert an der Kirchenwand hängt, mit dem eine Unschuldige enthauptet ist[220]), wo ein Unschuldiger auf falsches Zeugnis hin gerichtet ist[221]), wo sich Lebensüberdrüssige erhängten[222]), wo der Reformator Huß verbrannt sein soll[223]), wo eine Verschwörung gegen einen Abt abgetroffen worden ist[224]), wo ein Kirchenspötter tot umgefallen ist[225]), wo ein schwerer Fluch ausgestoßen[226]), wo ein Meineid geschworen ist[227]), durch den Waisenkinder um ihren Acker gebracht werden[228]), wo Hirten ein junges Lamm lebendig begraben[229]), wo sie einem lebenden Ochsen die Haut abgezogen haben[230]). Andererseits wächst üppiger Rasen, wo ein Mädchen unschuldig wegen Kindsmordes getötet wurde[231]). Die ältere Glaubensform ist verkirchlicht, wenn an Stellen, wo Heilige gewandelt[232]) oder gekniet[233]) haben, kein Gras wächst. Auch wirkt solches Gras, das dort gewachsen ist, wo Heilige ihre Einsiedelei hatten, segenbringend und wird deshalb von Wallfahrern mitgenommen und als Reliquie verehrt[234]).

Zu der magischen Verwendung des Rasens im Rechtsbrauch (denn auch die rechtssymbolischen Handlungen gehen ja auf Kultübungen zurück), im Abwehr-, Heil- und Schadenzauber tritt endlich noch seine mantische Nutzung, zumeist als Liebesorakel. Gräbt ein Mädchen am Johannisabend ein rundes Stück Rasen aus und legt es in der Mitternachtsstunde wieder an seinen Ort zurück, so heiratet es bald, wenn am nächsten Morgen Ameisen sich darauf befinden[235]). Will es wissen, ob und wen es heiratet, so hebt es am Johannisabend[236]) oder in der Johannisnacht[237]) einen Rasen aus: findet es einen Wurm darunter, so heiratet es, und zwar gibt der Wurm in seiner Farbe das Berufskleid des Zukünftigen an[238]); oder es muß die Rasenstücke in den Schurf zurücklegen und am nächsten Morgen nach einem Wurm unter ihnen suchen, der dann ebenso durch seine Farbe entweder die Farbe des Kragens an der Berufstracht des Zukünftigen[239]) oder überhaupt die des Berufskleides angibt, wie etwa ein grüner Wurm einen Förster, ein schwarzer einen Gelehrten in Aussicht stellt[240]). Ameisen, am Johannismorgen unter einem Rasen gefunden, bedeuten Glück[241]).

Gras wird als Liebesorakel verwandt, wenn der Zukünftige aus der Richtung kommt, nach der der Saft aus einem senkrecht gehaltenen Grashalm fließt, den man von unten nach oben ausdrückt[242]), oder wenn junge Mädchen aus bestimmten Grasarten geflochtene Kränze auf Bäume werfen und so viele Jahre ledig bleiben, wie sie werfen müssen, bis der Kranz hängen bleibt[243]). Erinnerungen an mittelalterliche Rechtsbräuche haben sich in der Schicksalsbefragung durch Halme erhalten[244]). Wie schon Walter von der Vogelweide das Losen mit ungleich großen Halmen anwendet[245]), so zieht man noch heute zur Entscheidung einer Angelegenheit halbverdeckt in der Hand gehaltene Halme, wobei der verloren hat, der „den kürzeren zieht“[246]). Eine Entscheidung sucht man auch dadurch herbeizuführen, daß man die Knoten eines Halmes in regelmäßigem Wechsel mit „ja“ und „nein“ abzählt und das auf den letzten Knoten fallende Wort bestimmen läßt[247]). Um die Herkunft eines Kleides zu erfahren, zählen Kinder mit den Worten: „geschenkt, gekauft, gefunden, gestohlen“ die Glieder von Grashalmen ab[248]), und ein junges Mädchen erfährt aus dem Abzählen einer unbestimmten Zahl aus dem Grase gezogener Grashalme unter Hersagen einer festen Rangordnung Gestalt und Alter ihres Zukünftigen[249]). Will man wissen, ob ein Wunsch in Erfüllung geht, so nimmt man eine

bestimmte Zahl Grashalme, etwa 3, 4, 6, 8 usw. in die Hand und läßt den Orakelsteller an jedem Ende zwei, bei dreien die an beiden Seiten übrig bleibenden über die Hand hinweg zusammenknoten, wobei der Wunsch in Erfüllung geht, wenn ein Kranz[250]), halb, wenn zwei Kränze, gar nicht, wenn drei Kränze[251]), oder wenn gar kein Kranz entsteht[252]). Wünscht man sich etwas, wenn man ein Fuder Heu erblickt, so geht der Wunsch in Erfüllung, wenn man das Fuder danach nicht wieder ansieht[253]).

Endlich gibt das Gras auch natürliche Vorzeichen. Wächst in einem Hause zwischen den Steinfliesen Gras, so geht im Laufe des Jahres eine Braut aus dem Hause[254]). Frißt der Hund[255]) oder die Katze[256]) Gras, so steht Regen hervor. Hat das herumziehende Vieh Gras am Maule hängen, so kommt ein knappes Heujahr[257]). Viele Maulwurfshügel auf den Wiesen künden guten Graswuchs an[258]). Eine reiche Grasernte hat viel Krankheit im Gefolge[259]). Ein Heuwagen im Angang bedeutet Glück[260]), wie man andererseits dem Unglück, das in Rußland der Angang eines Popen bringt, durch Werfen von einer Handvoll Heu vorbeugt[261]). Wenn an solchen grasloſen Stellen, an denen im Brudermord Blut geflossen ist, zu Zeiten die beiden Toten als feurige Männer miteinander kämpfend erscheinen und damit ein Vorzeichen für kommendes Landesunheil geben[262]), so zeigt sich auch darin Rasen und Gras als der geisterbannende Mantel der Erde, und somit schließt sich der Ring.

Anmerkungen.

Vorbemerkung: Aus Gründen der Raumersparnis müssen die Quellen gekürzt angegeben werden, und zwar werden die im Handwörterbuch des Aberglaubens gebrauchten Abkürzungen verwandt.

[1]) Sébillot, Folk-Lore de France 3, 526. [2]) SAVk. 21, 212. [3]) Waibel u. Flamm, Bad. Sag. 200. [4]) Vgl. Walter, Aberglaube u. Seelsorge 461. [5]) Schönwerth, Oberpfalz 3, 115; Heckscher, Hannover. Vkde. I § 76. [6]) Waibel u. Flamm 200. [7]) Wuttke 312 § 460. [8]) Kühnau, Schles. Sag. 3, 430 (Beleg v. J. 1548). [9]) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen 90. [10]) Kühnau, Sag. 1, 617. [11]) Mannhardt, Wald- u. Feldkulte 1, 347 ff., 355, 357. [12]) Meyer, Aberglaube des Mittelalters 70. [13]) Panzer, Beitrag z. deutsch. Myth. 2, 442; Grimm, Mythologie 2, 918. [14]) Meier, Sag. aus Schwaben 1, 307. [15]) Heckscher, German. Kulturkreis 337. [16]) SAVk. 10, 121; Lütolf, Sag. 489; Niderberger, Unterwalden 1, 38, 46 f.; über die Haselrute im Volksglauben, vgl. auch Lütolf 244 ff.; Herzog, Schweizersagen 1, 194 f. [17]) Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes 24; Mannhardt 1, 104. [18]) Zingerle, Tiroler Sitten 135. [19]) Mannhardt 1, 104. [20]) Ebenda 107. [21]) Alpenburg, Alpensagen 313, 330. [22]) Zingerle 33, 43. [23]) Heyl, Sag. aus Tirol 657. [24]) Mannhardt 1, 136. [25]) Heyl 816. [26]) Schneller, Wälschtirol 208 f., 211 f.; Mannhardt 1, 112. [27]) Birlinger, Volkstümliches 1, 501; Curtze, Waldeck 192. [28]) Müllenhoff, Sagen 103. [29]) Heyl 423. [30]) Witzschel, Thüringen 2, 224. [31]) Heyl 40. [32]) Jecklin, Volkstümliches aus Graubünden 145. [33]) ZfdMyth. 1, 178; Wolf, Beiträge 2, 115; Vonbun, Sagen Vorarlbergs 6 f. [34]) Rochholz, Schweizersagen 2, XLVII., ZVfV. 14, 133 f.; Text: Grimm, Myth. 2, 1185; Panzer, Beitrag 2, 535 f. [35]) ZVfV. 14, 137. [36]) Grimm, Rechtsaltertümer 1, 157; Lauffer, Altertümer (1918) 76; Mannhardt 1, 248; Heckscher, Hannover. Vkde. I § 180. [37]) Birlinger, Aus Schwaben 2, 373. [38]) Rochholz, Schweizersagen 2, XLVII. [39]) Grimm, Rechtsalt. 1, 160; nichtkirchliches Ordal: Franz, Benediktionen des Mittelalters 2, 342. [40]) Goldmann, Einführung 111. [41]) Grimm, Rechtsalt. 2, 146. [42]) Ebenda 1, 168—180, 204; Amira, Grundriß 225; de Cock, Oude Gebruiken 58; Lauffer, Altert. 76. [43]) Grimm, Rechtsalt. 1, 596. [44]) Ebenda 112; Liebrecht, Zur Volkskunde 383 f. [45]) ZfdMyth. 2, 230. [46]) Liebrecht 382. [47]) Ebenda 383, nach Rochholz, Glaube 1, 46 f. [48]) Liebrecht 382. [49]) Ebenda 383. [50]) De Cock 16; Gardoz, Vieux Rite medicale 83; Mélusine 9 (1898) 33 f; vgl. R. Pischels Abh. „In's Gras beißen" in Sitzber. Berl. 1908 S. 448; nach Wackernagel in Haupt's Zeitschr. 6, 288, aß der durch Kampf oder Mord schnell Sterbende

aufgegriffene Erdbroſamen, woher der allg. verbreitete Ausdruck „in's Gras beißen", gleich „ſterben" (z. B. Drechsler, Schleſien 1, 284; Höhn, Tod 7, 326) zu erklären ſei. [51]) Grimm, Rechtsalt. 1, 163 f.; Amira 186; Kondziella, Volksepos 155; Strack, Blut 25; Weinhold, Schwur unter dem Raſen, in ZVfV. 3, 105 ff. [52]) Grimm, Myth. 1, 535; 3, 184; ZVfV. 3, 225; Quitzmann, Baiwaren 278. [53]) Grimm, Rechtsalt. 1, 166; ZVfV. 3, 224. [54]) Rochholz, Schweizerſagen 2, XLVII. [55]) Grimm, Rechtsalt. 1, 163. [56]) Meyer, Aberglaube 346; Keller, Grab des Aberglaubens, 2. Aufl. 3, 84 ff.; 5, 4; Grimm, Myth. 3, 459; Panzer, Beitrag 2, 294. [57]) Höhn, Tod 7, 316. [58]) Lammert, Volksmedizin 106. [59]) ZVfV. 13, 390. [60]) Köhler, Voigtland 417. [61]) Meyer, Bad. Volksleben 587. [62]) Vogel, Pennſylvanien 134. [63]) Seligmann, Böſer Blick 1, 286. [64]) Kuhn, Weſtfalen 1, Nr. 419. [65]) Heckſcher, Germ. Kulturkreis 384. [66]) ZföVk. 5, 188. [67]) Liebrecht, Zur Vkde. 370; ZVfV. 8, 287. [68]) Witzſchel, Thüringen 1, 283; ZVfV. 23, 120. [69]) Seyfarth, Sachſen 215. [70]) Köhler, Voigtland 415. [71]) Seligmann 1, 286; 2, 64. [72]) Wuttke, 136. [73]) ZVfV. 7, 71. [74]) Grimm, Myth. 1, 534 f.; Goldmann, Einführung 113 f.; Drechsler, Schleſien 2, 214; Wuttke 100. [75]) Sébillot 1, 210. [76]) Grimm, Myth. 3, 184; Panzer, Beitrag 1, 240 f.; Kuhn u. Schwartz 378, ZVfV. 3, 389; Sébillot 2, 91. [77]) Sébillot 1, 210. [78]) ZVfV. 2, 49. [79]) Kuhn, Weſtfalen 1, Nr. 419. [80]) Wuttke 378. [81]) Kuhn u. Schwartz 378; Heckſcher, Hannov. Vkde. I § 28. [82]) Feilberg, Ordbog. ſ. v. græstorv. [83]) Krauß, Slav. Volksforſch. 40. [84]) Krauß, Relig. Brauch 121. [85]) Grimm, Myth. 3, 312. [86]) Schönwerth, Oberpfalz 1, 439. [87]) Rochholz, Schweizerſagen 2, XLVII.; Sommert, Egerland 118; ZVfV. 2, 49; 14, 133. [88]) Schönwerth 1, 439. [89]) Panzer, Beitrag 2, 536; Leoprechtine, Lechrain 21. [90]) John, Erzgebirge 206. [91]) Meiche, Sagen 720. [92]) Feilberg a. a. O. [93]) Sébillot 1, 210. [94]) Baumgarten, Jahr 16. [95]) Schramek, Böhmerwaldbauer 239. [96]) Kuhn u. Schwartz 446. [97]) ZVfV. 2, 49; Wuttke 89. [98]) John, Erzgebirge 227. [99]) Köhler, Voigtland 373; Drechsler, Schleſien 2, 250; ZVfV. 2, 49; Seligmann, Blick 2, 64. [100]) John, Weſtböhmen 72; Derſ., Oberlohma 162; Schramek, Böhmerwaldbauer 151; Seligmann, Blick 2, 64. [101]) Schönwerth 1, 315. [102]) John, Weſtböhmen 72. [103]) Ebenda. [104]) ZVfV. 23, 120. [105]) John, Weſtböhmen 72. [106]) Bindewald, Sagenbuch (1873) 105. [107]) ZVfV. 2, 49. [108]) Müller, Iſergebirge 26. [109]) Kück, Lüneburger Heide 38. [110]) Baumgarten, Jahr 24. [111]) Wolf, Beiträge 1, 120; Wuttke 68, 436; vrgl. Schmitt, Sagen 12; Birlinger, Aus Schwaben 1, 382; Mannhardt 1, 405. [112]) Fogel, Pennſylvanien 251. [113]) John, Erzgebirge 162; Köhler, Voigtland 367; Vernaleken, Mythen. 290; Meyer, Baden 135; Seligmann 2. 66, 329 f.; Sartori, Sitte 2, 26; Wuttke 237, 435, 439. [114]) Leoprechting 208. [115]) Zahler, Simmenthal 46. [116]) Grimm, Myth. 3, 418 (14.—15. Jahrh.). [117]) Kapff, Feſtgebräuche 2, 9. [118]) ZVfV. 10, 229. [119]) Grimm, Myth. 3, 446. [120]) Kuhn u. Schwartz 406. [121]) Jahn, Opfergebräuche 278. [122]) Schönwerth 1, 313. [123]) Reiſer, Allgäu 2, 20; Sartori, Sitte 3, 32. [124]) Birlinger, Volksthümliches 1, 466. [125]) SAfVk. 11, 48. [126]) Ebenda. [127]) Leoprechting 184. [128]) Seligmann 2, 66. [129]) Ebenda. [130]) Schefold u. Werner 20. [131]) Zahler 92. [132]) Birlinger, Volkstüml. 1, 122; Sartori, Sitte 2, 142. [133]) Birlinger a. a. O. [134]) Grimm, Myth. 3, 473. [135]) Sébillot 1, 205 ff. [136]) Wuttke 331. [137]) Krauß, Relig. Brauch 52; danach Weinhold, Zur Geſchichte d. heidniſch. Ritus 38 und ZVfV. 20, 149. [138]) VJſVk. 7, 44 f. [139]) Pollinger, Landshut 279. [140]) ZVfV. 7, 67. [141]) Sébillot 1, 206. [142]) Höhn, Volksheilkunde 1, 139. [143]) Lammert, Volksmedizin 263; Hovorka u. Kronfeld 2, 327 altrömiſch, in Deutſchl. zuerſt bei Albert. Magn. de animal. XXIII. de gugulo. [144]) Lammert 149; Hovorka u. Kronfeld 2, 262. [145]) Sébillot 1, 206. [146]) Zahler, Simmenthal 96. [147]) Reiſer, Allgäu 2, 441. [148]) Wlislocki, Magyaren 5. [149]) Reiſer a. a. O. [150]) Birlinger, Volksthümliches 1, 480, Lammert 194. [151]) Drechsler, Schleſien 2, 294. [152]) Fogel 290. [153]) Wlislocki, Magyaren 5. [154]) SAVk. 15 8. [155]) Bohnenberger 1, 15, Strackerjan Oldenburg 1, 91. [156]) Wuttke 444. [157]) Zahler 96, SAVk. 15, 8. [158]) Birlinger, Volksthüml. 1, 488. [159]) Liebrecht, Zur Volksk. 316. [160]) Sébillot 1, 206 f. [161]) Friſchbier, Hexenſpruch 61. [162]) Schönwerth, Oberpfalz 3, 238. [163]) Birlinger, Bohnenberger, Sébillot a. a. Oo. [164]) Liebrecht a. a. O. [165]) Schönwerth, Friſchbier a. a. Oo. [166]) SAVk., Zahler a. a. Oo. [167]) Strackerjan a. a. O. [168]) Wuttke a. a. O. [169]) SAVk. 15, 8, Zahler 96. [170]) Rochholz, Schweizerſagen 2, XLVIII. [171]) Bartſch, Mecklenburg 2, 151 f. [172]) Sébillot 3, 415. [173]) Grimm, Myth. 1, 536; 3, 452 (vom J. 1790), Alpenburg, Tirol 350, Reling-Brohmer, Pflanzen, 5. Aufl. 3, 86, Höhn, Volksheilkunde 1, 64. [174]) Andree, Parallelen 2, 8, Wuttke 186. [175]) Heckſcher, Hannov., Vkde. I § 68, ZrwV. 3, 231. [176]) Meyer, Baden 397. [177]) Drechsler, Schleſien 2, 248.

178) Grimm, Alpenburg, Meyer, ZrwV., Drechsler, Reling-Brohmer a. a. Oo. 179) Andree, Wuttke a. a. O. 180) Höhn a. a. O. 181) Krauß, Relig. Brauch 55. 182) Panzer, Beitrag 2, 114 f. 183) Baumgarten, Heimat 2, 82, 85. 184) Wlislocki, Magyaren 10. 185) Egerland 5 (1901) 5. 186) Ranke, Volkssagen 19 f. Blau, G. L. Weisel S. 80. 187) Grohmann, Aberglaube 137. 188) Seligmann 2, 64. 189) Heckscher, German. Kulturkreis 333. 190) Grimm, Myth. 3, 113, Wolf, Beitr. 2, 261 (im Norden schon bei Olaus Magnus hist. gent. septentrional. 3, 10 belegt), Golther, Myth. 127, Rich. M. Meyer, Germ. Religionsgesch. 116, Hörmann, Volksleben 201, Reling-Brohmer 3, 86, Heckscher, Germ. Kulturkreis 79, 333, Sébillot 1, 201 f. 191) Vernaleken, Alpensagen 180. 192) Herzog, Schweizersagen 1, 70. 193) Leoprechting, Lechrain 34. 194) Strackerjan, Oldenburg 2, 340, Sébillot 1, 204. 195) Meiche, Sagenbuch 564, Sébillot 1, 202 f. 196) Grimm, Myth. 2, 896, Reiser, Allgäu 1, 178 f., Stöber, Elsaß 1, 18, Reling-Brohmer 3, 86, Wlislocki, Magyaren 10, Sébillot 1, 201 f. 197) Rochholz, Schweizersagen 2, 169, Herzog, Schweizersagen 2, 180. 198) Wolf, Beiträge 2, 261, Sébillot 1, 205. 199) Sébillot 1, 205, Meyer, Baden 556. 200) Sébillot 1, 205. 201) Wolf, Beitr. 2, 261, Meiche, Sagen 239. 202) Heckscher, Germ. Kulturkreis 79. 203) Sébillot 204. 204) Ebenda. 205) Rochholz, Schweizersagen 2, 169, Herzog, Schweizersagen 2, 180. 206) Müllenhoff, Sagen 290, Sébillot 1, 196. 207) Heyl, Tirol 650. 208) Schönwerth, Oberpfalz 1, 394. 209) Meier, Schwaben 1, 139. 210) Meiche, Sagenb. 423. 211) Rochholz, Schweizersagen 2, 233. 212) Sébillot 1, 196. 213) Ebenda 204; Witzschel, Thüringen 1, 168. 214) Grimm, Sagen 134, Nr. 163, Zingerle, Johannissegen 224, Schell, Bergische Sag. 224, Kühnau, Sagen 1, 549, Sébillot 1, 196. 215) Sébillot 1, 197. 216) Herzog, Schweizersagen 1, 257. 217) Jecklin, Volkstüml. 405. 218) Rochholz, Schweizersagen 2, 74, Strackerjan, Oldenburg 1, 46. 219) Böckel, Volkslieder a. Oberhessen XCI, Waibel u. Flamm 116, Lachmann, Überlingen 67, Haupt, Lausitz 1, 261, Nr. 333 f. 220) Kuhn-Schwartz 158. 221) Kühnau, Sagen 3, 279 f. 222) Ebenda 3, 278. 223) Birlinger, Aus Schwaben 1, 275. 224) Pfister, Hessen 146. 225) Lütolf, Sagen 364. 226) Sébillot 1, 197. 227) Heyl, Tirol 475, Vernaleken, Alpensagen 52, Schambach u. Müller 333. 228) Müllenhoff, Sagen 145, Reling-Brohmer, Pflanzen 3, 86. 229) Graber, Kärnten 204. 230) Ebenda 205. 231) Böckel, Volkssage 99. 232) Sébillot 1, 196. 233) Wolf, Beiträge 2, 30. 234) Grohmann, Aberglaube 90. 235) Drechsler, Schlesien 1, 145. 236) Wuttke 234 (Ostpreußen), Drechsler a. a. O. 237) John, Erzgebirge 205. 238) Drechsler a. a. O. 239) Wuttke a. a. O. 240) John a. a. O. 241) Drechsler 1, 144; 2, 219. 242) SAVk., 24, 62, Meyer, Baden 122 (aus Westfalen). 243) Marzell, Pflanzenwelt 42 f. 244) Grimm, Myth. 3, 321, Rechtsalt. 1, 126, Wuttke 100, Drechsler, Schlesien 2, 214, Strackerjan, Oldenburg 2, 130. 245) Hovorka-Kronfeld 1, 344. 246) Urdhs-Brunnen 1882, Heft 8, S. 16, ZVfV., 10, 228, ZrwVk., 1, 66; 9, 267, Reling-Brohmer 3, 86. 247) ZrwVk., 10, 267. 248) Sébillot 3, 504. 249) Ebenda 503. 250) ZVfV. 10, 228 (Vorpommern, Sondershausen), SAVk., 7, 133, Strackerjan, Oldenburg 1, 105. 251) SAVk. a. a. O. 252) ZVfV., Strackerjan a. a. Oo. 253) Fogel, Pennsylvanien 82. 254) Drechsler 2, 214. 255) Andree, Braunschweig 297, Heckscher, Hannov. Vkde. I § 39, Pollinger, Landshut 230; Fogel 240. 256) Birlinger, Volksthümliches 1, 117; Fogel 239. 257) Boeoler. Ebsten 119. 258) Keller, Grab des Aberglaubens 2, 184. 259) Urquell 1, (1890) 89. 260) Allemannia 33, (1905), 300; Drechsler, Schlesien 2, 193. 261) Seligmann 2, 66. 262) Rochholz, Schweizersagen 2, 74.

Volk und Rasse in Ermland-Masuren.

Von Wolfgang Greiser, Elbing.

Geschichtsgeographisch kann nur ein zentral gelegenes Land die Güter seiner inneren Wertigkeit am vorteilhaftesten auf weite Lebensgebiete übertragen, und so wird es erklärlich, daß eben auch von den deutschen Gauen und Marken zu allen Zeiten ein Impuls auszuströmen vermochte, der Nord und Süd, Ost und West ideenbeeinflussend segnete. Im Nordosten Deutschlands, da, wo „die schwartzen und grawe Mönche mit irem Bettelsacke einst das Land

durchzogen und frischer Seen 2037 berechnet haben" (Hennenberger 1548), wo der kuppenreiche Kamm des baltischen Höhenrückens schon seit Jahrhunderten eine natürliche Volksscheide geschaffen hatte, wohnt zwischen Tal und Hügel und Hain, an „Masowias Strand", ein kleines Volk, das allezeit wert war, deutscher Ostkultur zu dienen; ein Stamm, der jederzeit würdig ist, kulturdeutsch zu sein und zu bleiben. Es sind die Masuren.

Das Land der Masuren liegt im südöstlichen Teile Ostpreußens und birgt mit seinen geheimnisvollen Erdwerken altheidnischer Kultusstätten aus teilweise noch vorchristlichen Kämpfen, in der Charakteristik seiner sanft gewellten Moränenlandschaft mit rundlichen Kesseln und weiten, schluchtenden Talbildungen, mit seinen dichtwaldigen Seeufern, stillen Ulmenhainen, unentweihten Naturpalästen, weißen Birken-, graugrünen Buchen- und dunkelnden Nadelwäldern, mit seinen Forsten und Fruchtfeldern und einem deutschstämmigen Brudervolke alle Voraussetzungen zu einer allgemein wertvollen, gesegneten kulturellen Entwicklung.

Der Masur ist von kleiner, untersetzter Gestalt und kräftiger Muskulatur, dabei starrfest im Reinmasurischen, in Anhänglichkeit an Grund und Boden, in Liebe zu Geselligkeit und Gesang, in gutmütiger Gesinnungsart, in beharrender Ausdauer zu Arbeit, Deutschtum und Glaube. Somit weist er auch immer wieder alle großpolnischen Bestrebungen entschieden von sich, obwohl er als Protestant in allen seinen Umgrenzungen vom Katholizismus umschlossen wird. In seiner Lernbegier eifert er mit den Vorzügen eines fleißigen Landbebauers, der bei vielseitigem Interesse jeder Anregung kulturellen Fortschrittes dankbar folgt und Gelerntes in der Praxis immer wieder rasch auszuwerten versteht. Im Landwirtschaftsbetriebe, seinem Hauptlebenserwerb, erfaßt er Neuzeitliches mit Eifer und nutzt es bei angestrengtem Fleiß. Dennoch behält er einen frohen und heiteren Sinn, das erlaubte Maß einer vergnügt pfiffigen Schadenfreude und somit auf Grund seiner stets wohlwollenden Freundlichkeit zugleich auch seine eher durch Willen als durch Strenge zu leitende Natur.

Diesem Charakter des Menschen sind Grund und Boden des Masurenlandes angegliedert. „Es lächelt auf Höhen und Seen des Himmels Blau", so singt der Masur; aber der im Verlaufe des Jahres in seinem Lande zumeist vorherrschende Nordwind und ein dichter und kalter Nebel zwingen dennoch vor allen Dingen die nördlichen Abstufungen des baltischen Höhenrückens recht oft in den Wirkungskreis wirtschaftlicher Besorgnis. Der letzte Frost kommt noch im späten Mai; der Sommer eilt, der Herbst verweilt und macht einem nur strengen Winter bei starker Kälte und reichem Schneefall Platz. Auch reguliert die Höhenlage der nutzbaren Felder und Wiesen das Klima. Geschickte Meliorationen wirkten für Feld und Forst aber geradezu segenbringend. Sie steigerten die Ernteerträge um ein wesentliches; sie nutzten der Mastvieh- und der Pferdezucht, dem Gewinn an Nutz- und Gebrauchsholz, dem Fischfange und der Erschließung der Waldwirtschaft.

Wo die Waldungen im Südwesten des Landes mehr und mehr zurücktreten, räumen sie sehr weiten Bruch- und Moorländern das Feld. Aber auch diese Moorlandschaften liegen nicht ungenutzt. Große Torflager in einer Mächtigkeit von 5—8 m füllen sie aus. Hier entwickelt das Gebot der Stunde eine Industrie, zu der sich sonst im Masurenlande nur noch die Erwerbe des Mühlenwesens, der Hausweberei, der Holzverarbeitung und der Steinbrucharbeit gesellen. Denn die Endmoränenhöhenzüge des masurischen Bodens sind besonders

reich an Lehm, Tonmergel, silurischem Kalkgeschiebe, Kies und Steinen, und so führt dieser Umstand den Masuren eben immer mehr und mehr zu einer systematischen Ausnutzung der riesigen Steinlager seiner Heimat für den Chaussee-, Straßen- und Häuserbau, der Kieslager für Grundierungs- und Wegebauten, des Kalksteines zu Düngezwecken, der Lehm- und Decktonlager für die Ziegel-, Dachpfannen-, Drainröhren-, Topfwaren- und Ofenkachelfabrikation.

Durch derartige Ausnutzungen des Bodens wuchsen Wohlstand und sittliche Kraft im masurischen Volke, und es wertete sie aus zu einer Verbesserung seiner heimischen Land- und Wasserwege, seiner Verkehrsverbindungen und aller Unternehmungen, die geeignet und berufen sind, eigenen Kulturgewinn der allgemeinen Vervollkommnung zugängig und dienstbar zu machen.

Schultereng angelehnt an Masuren ist das Ermland.

Ermländer und Masuren würde man Brüder nennen können, trennten sie nicht ihre konfessionellen Unterschiede und die kolonistisch nachweisbare Herkunft der Ermländer aus Niederdeutschland, indessen die Masuren ein Stammvolk sind. Dennoch sind beides echte, brave Deutsche und hier wie dort vor allem ein urwüchsig kräftiger Bauernstand in für sich geschlossenen Siedlungen.

Das Prinzip der Fluraufteilung war beiden Stämmen von Anbeginn an das gemeinsame. Die Flur wurde im Gewanne geteilt, jede Familie erhielt das Einheitsmaß einer „Hufe" und mit ihr das Gewanngedinge: Pflugochsen, Freikühe und Ackerpferde. Ein Flurzwang regelte Sein und Sollen, Ernte- und Weiderecht. Der Wald umgab ringförmig die Siedelung, so daß fast alle Feldstücke nach ihren Grenzen zu mit einem Waldanteile endigten. Teiche und Wälder kennen im Ermlande noch heutigen Tages die Gewannteilung in einem ähnlichen Sinne, und zahlreiche Flurnamen gemahnen immer wieder an einstige Sitte und Brauch. Der „Scharwerksweg" wurde nur von den zum Scharwerkdienst Verpflichteten benutzt; der „Mühlenteich" diente gleichen Entwässerungsinteressen, der „Klosterwald" gehörte dem Orden usw. Aus dem Einzelhofe entwickelte die Zeit das Hufen- und Haufendorf, das Straßen- und Stadtdorf.

Der Einbau war die erste Bauform in Ermland und Masuren und beherbergte Menschen, Vieh und alle Ernteerträge unter einem gemeinsamen Dache. Ihm folgte der Flügel- und Karreebau und die Hofanlage, deren immer und ewig enge Raumverhältnisse die gesamte Lebens- und Wesensart der Bewohner durch lange Jahrhunderte charakterisierten. Dies geschah solange, bis das ermländische Bohlenhaus verschwand und dem Holz-, Lehm- und Fachwerkbau der Backsteinhausbau folgte. Erst da entwickelte sich mit ihm zu gleicher Zeit die häusliche Geräumigkeit unter der Hervorhebung des fränkischen Baustils im Ermländischen.

Zu äußerer Einfachheit gesellten sich aber stets die Vorzüge eines reichen Gemüt- und Seelenlebens, und so zeugen noch heut die Freundlichkeit des persönlichen Wesens, die Innigkeit des Familienlebens, kirchliche Festtage, gemeinsame Weihungen und Segnungen sowie das gesamte Gast- und Gesindeleben von sonderlich zu schätzenden ermländischen Werten.

Auch die ermländische Landwirtschaft kennt alle Neuerungen in ihren Betrieben. Sie meidet starres Festhalten am Althergebrachten und sorgt wie der Masur, die Erträge in Land und Forst von Jahr zu Jahr zu steigern.

Überall zeigt der heutige Volkscharakter dieser Menschen somit einen wertvollen Aufstieg zu kultureller Höhe, dabei im ererbten Gefühl für Aufrichtigkeit, Echtheit und Ehrlichkeit den durchaus markigen Nährboden deutschester Art, und

wenn, mit Dr. Heß von Wichdorff gesprochen, „Süddeutschland auch unendlich feinere und wechselreichere Bilder aufweist und sich Norddeutschland dagegen mit viel einfacheren Formen und Gesamterscheinungen bescheiden muß, so ist in diesem Zustande absolut nicht so sehr ein Zeichen kulturellen Rückstandes zu erblicken, als vielmehr der Nachklang aller der schweren Zeiten, die im Laufe der Jahrhunderte immer wieder über diese Lande dahingegangen sind."

Besprechungen.

Hermann Abels, Die Ortsnamen des Emslandes in ihrer sprachlichen und kulturgeschichtlichen Bedeutung. 108 S. Paderborn 1927. Ferd. Schöningh. Preis 2 Mk.

Ortsnamen bilden eine unschätzbare Quelle für die Geschichte der Besiedlung (und damit für die Bevölkerungsgeschichte) während überlieferungsarmer Zeiten. Es ist deshalb zu begrüßen, wenn wieder für ein weiteres Stück des deutschen Bodens diese wichtigen Urkunden vorgelegt werden, und besonders erfreulich, wenn verständnisvolle Behörden die Herausgabe einer solchen Schrift unterstützen. Leider können vielfach die gebotenen sprachlichen Deutungen nicht befriedigen, da der Verfasser offenbar nicht in der Lage war, seinen in mühseliger Arbeit zusammengetragenen Stoff kritisch zu verarbeiten und namentlich die in älteren Werken enthaltenen irrigen Erklärungen zu vermeiden. So vertritt er z. B. (Arnold folgend) die gänzlich unrichtige Scheidung von „ham" und „heim" (vgl. Westerham und Westheim); eine bekannte Flexionsendung, — ena (Nom.: Uko, Gen.: Ukena), faßte er mißverständlicherweise als ein selbständiges Grundwort auf, die beliebte Ableitungssilbe — ing bringt er fälschlich mit dem Stamme in Verbindung, der in „Anger" und altnordisch eng (Wiese) vorliegt, u. a. m. Derartige, nicht vereinzelte Irrtümer beeinträchtigen den Wert der ganzen Schrift; die zutreffende Deutung der Emsländer Ortsnamen und ihre verlässige besiedelungsgeschichtliche Auswertung ist in ihr leider noch nicht gegeben.

H. Jeiß.

Die Zukunft der menschlichen Rasse. Grundlagen und Forderungen der Vererbungslehre. Von Dr. v. Behr, Pinnow. Berlin 1925, F. Fontane & Co.

Ein Buch mit einem anscheinend nicht ganz richtigen Titel — die Menschheit ist keine Rasse, sondern eine Art, die nur in Rassen zerfällt — aber mit einem im ganzen höchst richtigen und wichtigen Inhalt! Das Wort „Rasse" ist hier allgemein gefaßt. Der Verfasser will natürlich nicht die gesamte Menschheit als eine Rasse aufgefaßt wissen, sondern er will der Menschheit Rasse erhalten wissen, d. h. dafür sorgen, daß ihr die tüchtigen, aufbauenden Bestandteile nicht ausgehen, im Gegenteil vermehrt werden. Immerhin ist die Fassung des Titels, wie manche andere Einzelheiten des Buches, als nicht unbedingt glücklich zu bezeichnen. Wir wollen diese Mängel vorausnehmen, um uns dann um so ungehemmter seinen Vorzügen widmen zu können. Die genannte Anwendung des Wortes Rasse hat den gleichen Nachteil wie in der Bezeichnung „Rassenhygiene", wenn nur Volksgesundheitpflege, Volksaufartung (Eugenetik) gemeint ist. Der Laie kommt dann zu leicht von der richtigen Einschätzung der einzelnen Rassen ab, die nun einmal für die Gesittung und Lebenspflege der Menschheit durchaus nicht alle gleichwertig sind. (Auch in dieser Wertung ist der Verfasser ein wenig allzu vorsichtig, als fürchte er, irgend einer Rasse auf die Hühneraugen zu treten.) So spricht der Verfasser im Verlaufe des Buches auch von dem „deutschen Zweige der nordischen Rasse". Einen solchen kann es nicht geben, da die Deutschen gar keine Rasse darstellen, sondern, wie alle Völker, eine Rassenmischung oder ein Rassengemisch — nicht einmal eine einheitliche Mischrasse. So könnte man höchstens von den unter den Deutschen befindlichen nordischen Bestandteilen reden. — Im Sinne der Eindringlichkeit und Anschaulichkeit, deren ein so wichtiger Stoff bedarf, sind auch die oft etwas unübersichtlichen Satzgebäude und vor allem die vielen unnötigen fremdwörtlichen Fachausdrücke, auch die steife Lateinschrift und die spärlich und keineswegs glücklich ausgewählten, d. h. nicht gerade kennzeichnenden Bilder zu bedauern. Diese Ausstattung macht das Buch nur für den schon Eingeweihten verdaulich.

Für Neuauflagen wären hierin Änderungen zu empfehlen.

Neuauflagen verdient das Buch nämlich gleichwohl. Denn neben vielen andern hat es den Vorzug vieler und an sich anschaulicher Beispiele für jeden einzelnen Punkt, der angeführt wird, z. B. aus der Vererbungslehre, — ein Umstand, der das Buch bei Besserung der genannten Mängel gerade für den einzuführenden Laien besonders eignen würde. Hierzu würde eben auch eine ansprechendere Ausstattung beitragen. — Titelblatt des Einbandes, Bruchschrift, mehr und bezeichnendere Abbildungen. Ferner, wie schon gesagt, allgemeinverständlichere Ausdrucksweise.

Die Kenntnis eines so durchgreifenden Gegenstandes wie der Vererbung einerseits wie vor allem ihre Anwendung anderseits kann gar nicht eindringlich und anschaulich genug ins Volk getragen werden. Deshalb sind alle Bücher, die dies tun, je wohlfeiler, um so besser — Behrs Buch kostet Mk. 2.60 — nur zu begrüßen und es schadet gar nichts, wenn der Gegenstand von recht vielen Seiten aus beleuchtet wird. Allenfalls auf die Beschreibung der für uns in Betracht kommenden Rassen selbst — zumal bei der eingangs gezeigten Richtung des Verfassers — hätte verzichtet werden können, weil diese jedermann schon aus den Werken von Fischer, Plötz und besonders neuerdings Kraitscheks und Günthers kennt.

Hochverdienstlich ist es jedenfalls, wenn die Gesellschaft immer und immer wieder hingewiesen wird auf die Verantwortung, die der Einzelne — aber auch die Behörden — an seines Volkes Heil oder Schaden durch den Einfluß der Vererbung trägt. Die Möglichkeiten, die zu einer Minderung des schlechter, einer Mehrung des gutveranlagten Teiles der Menschheit führen können, beleuchtet v. Behr gründlich — wenn schon der Anteil der nordischen Rasse an letzteren, aus Übergerechtigkeit möchten wir meinen, zu sehr im Schatten bleibt. Der Verfasser, bekannt als Begründer der deutschen und preußischen Vereinigung für Säuglingsschutz, des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Hauses und einer physiologischen Forschungsanstalt zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit hat mit seinem Buche ein Werk gegeben, das für die Vertreter der Volksaufartung nicht zu übergehen ist. O. Bernhardi.

Altungarische Erzählungen. Ausgewählt und übersetzt von **Robert Gragger.** 218 S. Berlin. 1927. Walter de Gruyter & Co. Auf Bütten gedruckt, geb. 20 Mk.

Der verdiente Forscher hat die Ausgabe dieses Buches nicht mehr erlebt, in dem er auserlesene Stücke aus der Geschichtsschreibung, der Sage und Legende des mittelalterlichen Ungarns vereinigt hat. Der Wert der vorliegenden Sammlung besteht nicht zuletzt darin, daß solche, meist nur der Fachwissenschaft vertraute Quellenzeugnisse wertvolle Aufschlüsse über die Richtung der einheimischen Überlieferung und die Denkart der Kreise geben, aus denen sie stammen. Besonders reizvoll ist es, zu sehen, wie manche geschichtlichen Ereignisse in uns fremder, zum Teil stark entstellter Form wiedergegeben werden; namentlich macht sich das starke Nationalgefühl geltend, das bis auf den heutigen Tag ein besonderer Ruhmestitel des ungarischen Volkes geblieben ist. Ein bezeichnendes Beispiel: Dietrich von Bern, der mächtigste Fürst der deutschen Heldensage, wird in der Hunnenchronik des Simon von Kéza als erfolgloser Widersacher der Hunnen geschildert, und auch sein Verhältnis zu Etzels Söhnen ganz anders als in der deutschen Überlieferung dargestellt. In ähnlicher Weise ist die Berichterstattung über die Kriege zwischen den deutschen Königen und den Ungarn stark von der Vaterlandsliebe der Chronisten beeinflußt. Neben den Erzählungen von Attila und von der Zeit der ungarischen Landnahme verdienen besonders die trefflich erzählten Kapitel aus der Legende des heiligen Gerhard hervorgehoben zu werden, ferner die Missionsreise ungarischer Predigermönche zu den heidnischen Ungarn an der Wolga (im 13. Jahrhundert) und die erschütternde Darstellung der fast gleichzeitigen Tartarengreuel, die ein ungarischer Geistlicher italienischer Herkunft, der spätere Erzbischof Rogerius von Spalato, gegeben hat. Sehr dankenswert ist die vom Herausgeber (vor den eigentlichen Textanmerkungen) gebotene Einführung in die mittellateinische Literatur Ungarns, deren weitere Ausgestaltung ihm leider versagt geblieben ist. — Die Ausstattung des wertvollen Buches verdient alles Lob; der hübsche Druck ahmt das Aussehen einer gotischen Handschrift nach, und trägt besonders dazu bei, die „Altungarischen Erzählungen", denen das Verdienst der Erschließung eines wenig bekannten, aber sehr beachtenswerten Gebietes zukommt, zu einer Zierde jeder Bücherei zu machen.

H. Zeiß.

Christian Jensen, Die nordfriesischen Inseln. Lübeck 1927. Verlag von Charles Colemann.

Das im Jahre 1891 zum ersten Male herausgegebene Buch ist nun in wesentlich vermehrter zweiter Auflage erschienen. Von Jahr zu Jahr hat sich das Interesse an jener wunderbaren Inselwelt an Schleswigs Westküste gesteigert, zahlreiche Schriften haben einzelne Gebiete der Landes- und Volkskunde behandelt, und der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, die seit der ersten Auflage erschienene Literatur für die Neuauflage zu benutzen und zu verarbeiten. Man wird an das Buch nicht den Maßstab eines wissenschaftlichen Werkes legen dürfen und wollen. Es ist aber der Niederschlag und die Arbeit eines mit Land und Leuten innig vertrauten langen Menschenlebens, das an allem, was einst war und noch heute ist, mit tiefer Heimatliebe Anteil nimmt. So ist ein Buch entstanden, das eine Fundgrube auch für den bildet, der sich wissenschaftlich mit diesen Inseln zu beschäftigen hat. Daß hier und da kleine Schönheitsfehler unterlaufen — Sylt wohl kaum durch vulkanische Kräfte aus dem Meere gehoben ist — daß man auch gern eine bessere Wiedergabe der zahlreichen Bilder, vor allem sorgfältigere farbige Trachtenbilder gesehen hätte, soll nicht verschwiegen werden, aber als Ganzes betrachtet, darf man sich der Fülle des Gebotenen freuen. Auf eine Schilderung der topographischen Verhältnisse der nordfriesischen Inseln folgt eine Beschreibung der Nordseebäder auf Sylt, Föhr, Amrum und Helgoland und eine Darstellung ihrer geschichtlichen Entwicklung. Die wertvollsten und anziehendsten Abschnitte aber sind jene aus dem Leben der Bewohner der nordfriesischen Inseln, gemütvolle Schilderungen ergänzen und vertiefen die bis in die Gegenwart geführten statistischen Angaben, und der Leser erfährt so manches, was nur derjenige mitteilen kann, der sein Leben lang unter diesem seinem Volke gelebt hat, nach seiner Vergangenheit, seiner Wirtschaft, seiner Sitte, seinem Brauch und nach seiner Eigenart gefragt und geforscht hat und dem auch kleine Züge nicht zu gering erschienen, um sie als Bausteine für eine Volkskunde der Nachwelt zu überliefern. Denn in jenen, bis vor einem Menschenalter noch weltfernen Inseln hat sich mancher Aberglaube und Brauch aus der Vorzeit erhalten — man denke nur an das Biikenbrennen, die Halvjunken und ähnliche Dinge, von denen nur der Einheimische weiß. So ist manches Volksgut, von der Sitte der Namengebung an bis zu den Rätseln, Kinderliedern und Kinderspielen festgehalten und auch der Forscher, der nach volkskundlichem Material auf den friesischen Inseln sucht, wird das Buch nicht entbehren können, zumal ein sorgfältiges Register die Benutzung wesentlich erleichtert. So kann man denn nur wünschen, daß das Buch auch in seiner zweiten, erweiterten Auflage das Hausbuch für die nordfriesischen Inseln bleibt.

Dr. O. Lehmann.

F. Kern: Stammbaum und Artbild der Deutschen. J. F. Lehmann, München 1927. 305 S. 445 Abb. Preis RM. 15.— (geb.).

Der Verfasser entwirft auf kulturgeschichtlich-prähistorischer und anthropologischer Unterlage ein Bild von der Entstehung der vorgeschichtlichen Kultur- und Rassenzusammenhänge, die zur Herausbildung der indogermanischen Völker, des Germanentums und schließlich des Deutschtums geführt haben.

Die Grundlagen für die kulturgeschichtliche Analyse bilden die Forschungen P. W. Schmidts über Wesen und Bedeutung von Hirten- und Pflanzer-Völkern für die Entstehung der asiatisch-europäischen und hamitisch-afrikanischen Kulturen, und O. Menghins Forschungen über vorgeschichtliche Kulturkreise in Europa. Die anthropologische Betrachtung geht aus „von dem durch Fritz Paudler geschaffenen festen Punkt", „der Scheidung zweier heller langschädeliger Rassen". Mit Paudler bezeichnet Kern die kurzgesichtige Form der nordischen Rasse als dalischen Typus und leitet ihn von der Cro-Magnon-Rasse ab. Den schmalgesichtigen aber bezeichnet Kern als nordeurasischen Typus (eigentliche nordische Rasse), und nimmt auf Grund teilweiser körperlicher Ähnlichkeit und der vorgeschichtlich-kulturellen Zusammenhänge mit asiatischen hamito-semitischen Hirtenvölkern (orientalische und mediterrane Rasse = Südeurasier) im Sinne Schmidts, deren gemeinsamen Ursprung an. Als Entstehungsgebiet stellt sich das eiszeitliche Eurasien, „der ‚Zwischenteil' zwischen Westeuropa und Innerasien" dar, also im wesentlichen das heutige Rußland. In geringerem Maße war — nach Kern — möglicherweise auch die Rasse von Chancelade an der Herausbildung der Nordeurasier beteiligt. Entwicklung und Wanderungen der nordischen Rasse, deren Darstellung im obigen Sinne das Kernproblem des Buches bildet, führen zur Besprechung ihres Verhältnisses zu den übrigen europäischen Rassen: der dinarischen, der hell- und dunkelostischen (und wie oben erwähnt, der Südeurasier).

Die Gliederung des Werkes ist folgende: Fragestellung, die zur präsumtiven Formulierung der Grundgedanken in dem vorangehend erörterten Sinne führt; körper-

liche und seelische Beschreibung des Dalischen Typus, wie Verfasser betont, teilweise in Anlehnung an die detaillierte Schilderung durch Paudler; dazu reiches Bildmaterial, vorwiegend eigene Aufnahme dalischer Typen aus dem deutschen Sprachgebiet; dalischer Typus und Cro-Magnon-Rasse; der eurasische Typus und seine Verbreitung; über die Entstehung europäider Rassengruppen in Eurasien; Germanen und „nordischer" (dalischer + eurasischer) Typus; an der Wiege des Indogermanentums; über den Stammbaum der Europäiden; dazu ein Stammbaumschema. Stofflich allgemeiner ausgreifende, mehr kulturphilosophisch angelegte Kapitel handeln über: Seßhafte und Bewegungsrassen; Herren und Bauern; die Adelsrasse und ihr Gegensatz; über Germanen und Nichtgermanen (u. a. rassenpsychologische Gesichtspunkte zur Frage des Antisemitismus). In einem weiteren Kapitel, „Geblütsschutz der Adelsrasse", wird u. a. die nordische Bewegung besprochen, deren Aufgabe Kern folgendermaßen kennzeichnet: „Nicht Rassenschnüffelei im Einzelfall ist der Sinn der nordischen Bewegung, sondern ihr gesunder Kern ist, der alten Adelsrasse, obwohl ihre Rechte und Schutzschranken untergingen, das Bewußtsein ihrer Pflichten desto lebendiger zu erhalten." Anhang I: Rassenstammbaum und Blutgruppenforschung; Anhang II: Stellungnahme zu F. Weidenreichs: Rasse und Körperbau, und zu K. Sallers: Entstehung der nordischen Rasse, die dem Verfasser während der Drucklegung zugegangen sind.

In einem „Rückblick" sind wesentliche Ergebnisse zusammengefaßt, die hier teilweise wiedergegeben werden mögen: „Der breite Gürtel pflanzerischer Kulturen, der sich nach der Eiszeit von Ostasien nach Europa erstreckte, wurde im Bereich der europäiden Rassen hauptsächlich getragen von vorderasiatischer und ostischer, auch mittelländischer Rasse." „Auf den Steppen wuchsen die Cro-Magnon —, die nordische und die orientalische, wohl auch die dinarische und ursprünglich die mittelländische Rasse heran." Bei der Ausdehnung dieser Jäger- und Wanderhirtenrassen spielte die Mittelmeerstraße „die erste Rolle bei der Entstehung mehrerer jungsteinzeitlicher Mischkulturen, die von Indien bis nach Westeuropa sich dehnten und in denen Jäger-, Pflanzer- und wohl auch schon etwas Hirtenkultur zusammenflossen". Die Rolle der nordischen und orientalischen Hirtengruppen ist in der ersten Hälfte der Jungsteinzeit noch kaum erkennbar, „während in dieser Zeit auch schon die ostischen, jedenfalls zum Teil als pflanzerische Kolonisten, im Erdreich Europas ihre Spuren ließen". Um die Mitte der Jungsteinzeit „erheben sich die Hirtenvölker, zuerst die von orientalischer Rasse". „Die ursprünglichen Zwischenträger vom Orient nach Westeuropa müssen semito-hamitische Kräfte gewesen sein; orientalische und mittelländische Rasse war beteiligt. Das Megalithvolk aber, welches die erste Herrenkultur im Ostseegebiet schuf, war rassisch der Hauptsache nach ebenso zusammengesetzt wie etwa die späteren Germanen: auf der Grundlage der alteuropäischen Cro-Magnon-Rasse war vor allem nordeurasische gepfropft." Im Innern der Jütischen Halbinsel, deren Küsten vom Megalithvolk besetzt sind, beginnt die Ausbreitung der Streitaxtvölker. „Es sind Indogermanen, vielleicht die Indogermanen." Sie „stammen nicht vom Megalithvolk ab; sie sind aber auch nicht damals von außen her nach Jütland gekommen. Elemente der Hirtenkultur sind es, die sich bei ihnen innerhalb einer Mischkultur kräftig erhalten hatten. In ihrem Blut wog die nordische Rasse vor". „Nachdem die Streitaxtstämme aus schon älter einheimischen, schlichteren Kulturen des Ostseegebietes unter Berührung mit der fremden Megalithkultur erwachsen waren, sandten sie erobernde Schwärme nach Osten und nach Süden aus". Damit beginnen die indogermanischen Wanderungen, deren letzte Welle die germanische ist. Der Megalithkultur, die sie annahmen, verdanken die Germanen „jedenfalls dem starken Zusatz von Cro-Magnon-Rasse, der einen nicht unbeträchtlichen Teil der Germanen auszeichnet".

„Die nordische Rasse hat einen verwunderlich großen Anteil an den Höchstleistungen des menschlichen Geschlechts. Nimmt man die beiden anderen eurasischen Rassen, die orientalische und die mittelländische hinzu, so sinkt die Wagschale vollends zugunsten des Eurasiertums, selbst wenn man in die andere Schale alle nicht eurasischen Leistungen der Welt legt. Soweit eine solche Tatsache überhaupt erklärbar ist, kann die Erklärung nur in dem Erbe von Hirten- und Kriegerkultur, in dem Geist des tatkräftigen Herrentums gesucht werden."

Es darf noch hervorgehoben werden, daß die in der Zusammenfassung in knapper Form wiedergegebenen Schlüsse bei der Erörterung der einzelnen Fragen mit sachlicher Vorsicht formuliert werden, wie überhaupt jede dogmatische Darstellung dem Verfasser ferne liegt. Dieses ist bei der — wenigstens teilweise — hypothetischen Na-

tur der Unterlagen, der kulturgeschichtlichen sowohl wie der anthropologischen, ein besonderer Vorzug des Werkes, dessen weite Gesichtspunkte neue Perspektiven zur geschichtlichen Erfassung der ältesten Rassen- und Kulturentwicklung Europas eröffnen.

Michael Hesch-Leipzig.

Gustaf Kossinna: Altgermanische Kulturhöhe. Eine Einführung in die deutsche Vor- und Frühgeschichte. 80 Seiten. J. F. Lehmanns Verlag, München 1927. Preis geheftet Mk. 2.—; gebunden Mk. 3.20.

Durch hundert Kanäle wird immer noch die Irrlehre vom Barbarentum unserer Vorfahren den Gebildeten zugeführt, nicht ohne Verschulden von Gelehrten, die ein wenig mehr Liebe zum eigenen Volkstum nicht blind, sondern hellsäugig gemacht hätte. Es ist darum sehr zu begrüßen, wenn Kossinna in einer besonderen, für einen weiteren Leserkreis bestimmten Schrift dem Vorurteil entgegentritt, die Germanen der früh- und vorgeschichtlichen Zeit seien rohe Wilde gewesen. Er spricht dabei vor allem als Prähistoriker und hat als solcher den Vorzug, ein gewaltiges und zwingendes Tatsachenmaterial ins Feld führen zu können. Freilich handelt es sich bei dem, was die Bodenfunde lehren, nur um eine und zwar vorwiegend materielle Seite der Kultur, so daß hier noch vieles ergänzend hinzutreten muß, um ein Gesamtbild zu ergeben.

Wir würden natürlich in das der Unterschätzung ihrer Kultur entgegengesetzte Extrem verfallen, wenn wir in dem kriegerischen Bauernvolk, als das sich die Germanen in ihrer Frühzeit darstellen, Träger einer Hochkultur sehen wollten. Für eine solche fehlt bei ihnen die Voraussetzung schon wegen des Fehlens von Städten. Das war aber ein Glück für sie und von größter Bedeutung für die Entwicklung ihrer Rasse und die Erhaltung ihrer Freiheit vom Römerjoch. Daß im großen und ganzen aber der Norden Europas später mit vielen technischen und wirtschaftlichen Errungenschaften der Menschheit vertraut wird, beruht wesentlich auf klimatischen Verhältnissen, auf dem Vorsprung, den Nordafrika und Vorderasien dadurch besaßen, daß dort ein mildes, ja viel günstigeres Klima als heute herrschte zu einer Zeit, als in Deutschland noch Renntierherden über die Moossteppe zogen. Den Wert des nordischen Menschen dürfen wir also nicht an dem messen, was er jeweilig schon besitzt, sondern daran, wie er sich Kulturgüter zu eigen macht und sie verwertet. So führt sich z. B. die Segelkunst sichtbarlich erst spät im germanischen Norden ein. Lehrmeister müssen da die Kelten gewesen sein, die Kossinna, was Seetüchtigkeit betrifft, vielleicht zu sehr zurücksetzt; denn schon allein die vorgeschichtliche keltische Besiedlung Irlands — wahrscheinlich von Westfrankreich aus — ist eine beachtenswerte Leistung. Aber freilich: wie sehr treten sie hinter den Germanen zurück, nachdem diese erst einmal den technischen Vorsprung der andern eingeholt haben!

Bei der Fülle der Gegenstände, die in dem Büchlein zur Sprache kommen, wird auf Zustimmung in allen Einzelheiten nicht zu rechnen sein. So könnte ich mich unmöglich mit der Loeweschen Deutung der Runeninschrift auf dem Goldring von Pietroassa gutaniowihailag „dem Juppiter der Goten heilig" einverstanden erklären, obwohl es gleich Kossinna auch Schönfeld und Naumann tun Denn „der Goten" heißt Gutanê, nicht Gutan, nirgends bedeutet im Germanischen hailag „geweiht" und unmöglich konnte schließlich ein Gote selbst von einem einheimischen Gott als „dem Jovi der Goten" sprechen.

Eine erschöpfende Darstellung wird man natürlich bei einer Schrift, die aus einem in der Kriegszeit gehaltenen Vortrag hervorgegangen ist, nicht erwarten dürfen. Es verschlägt das nichts, vorausgesetzt, daß sie den Leser befriedigt und überzeugt. Er wird dann schon selbst das Verlangen haben, aus dem Born der germanischen Altertumskunde weiter zu schöpfen. Nur ein Mangel ist augenfällig: das Büchlein schreit geradezu nach Abbildungen. Die treffendste Schilderung des Osebergschiffes z. B. kann keine Anschauung vermitteln und uns ein Bild nicht ersetzen. In dieser Beziehung findet aber die Schrift Kossinnas durch Behns „Altgermanische Kunst" die willkommenste Ergänzung*). Jedem, der sie liest und am meisten dem Neuling auf diesem Gebiet möchten wir den Rat geben, beide Arbeiten gleichzeitig zur Hand zu nehmen. Rudolf Much.

Dr. Gertrud Mortensen, geb. Heinrich: Beiträge zu den Nationalitäten und Siedlungsverhältnissen von Preußisch-Litauen. 87 S. mit Karte. Memelland-Verlag, Berlin/Nowawes 1927.

Wenn durch Versailles das Memelgebiet von uns abgerissen wurde unter dem Vorgeben, es sei der Sitz altheimischer litau-

*) Besprochen in „Volk u. Rasse" 1927, S. 246. (Erschienen in J. F. Lehmanns Verlag. Preis kart. Mk. 3.50.)

ischer Kultur, so wissen wir längst, daß das nur ein Vorwand war. Hier aber ist ein Beweis erbracht, an dem man nicht rütteln kann!

Schalauen, die Landschaft zu beiden Seiten der unteren Memel, also das heutige Memelgebiet einschließend, hat niemals zum Litauerreiche gehört. Ebensowenig die sich südlich zu beiden Seiten des Pregels anschließende Landschaft Nadrauen. Ja nicht einmal bis 1422 das weiter östlich bis zur mittleren Memel vorgeschobene, etwa das Gebiet des bisherigen Gouvernements Suwalki einnehmende Sudauen! Die Bewohner dieser drei Stammesgebiete gehörten auch ethnographisch nicht zu den Litauern, sondern zu den Preußen.

Diese drei Preußenstämme gingen infolge der anhaltenden Kriege, die in die Vorordenszeit zurückreichen, zugrunde. Ihr Gebiet wurde wüst und menschenleer, ein Teil der Grenzwildnis, die Preußen im weiten Bogen im Nordosten, Osten und Süden umspannte. Gertrud Mortensen hat alles Erdenkliche versucht, Reste dieser untergegangenen Preußenstämme festzustellen. Nichts als unbedeutende Überbleibsel der Schalauer hat sie auffinden können, von Nadrauern und Sudauern in ihrem alten Stammesgebiet schlechterdings nichts! Nur ein Teil der Sudauer ist „vom Orden in den westlichen Teil des Samlandes verpflanzt, den sog. sudauischen Winkel" (S. 30).

Die Grenzwildnis war nach 1283 also auch in den Teilen, die zuvor die Wohngebiete dieser drei Preußenstämme gewesen waren, so gut wie völlig verödet. Ihre Ausdehnung liegt hier im Nordosten der Provinz schon annähernd fest durch das ziemlich genau bekannte Wohngebiet dieser drei untergegangenen nordöstlichsten Preußenstämme. G. Mortensen hat aber außerdem noch die reichhaltigen vom Orden 1384—1402 verfaßten Wegeberichte benutzt, um mit größtmöglicher Genauigkeit die damalige Ostgrenze der Wildnis festzustellen. Ist sie doch zugleich die damalige Westgrenze der Litauer.

In die Karte mit einer kräftigen roten Linie eingezeichnet, zieht sie sich östlich der alten Nordostgrenze der Provinz, also auch der des jetzigen Memelgebiets, in 30 bis 40 km Entfernung annähernd parallel hin, erreicht bei Gojzew die Memel und zieht an dieser entlang über Kowno nach Grodno.

Mit andern Worten: Es ist völlig ausgeschlossen, im Memelgebiet altlitauischen Kulturboden zu suchen. Noch um 1400 n. Chr. hatten die Litauer dies Gebiet und sonstige Teile Ostpreußens mit keinem Fuße betreten, waren mit ihrer Westgrenze davon noch 30 bis 40, im Mittelgebiet der Memel sogar noch 80 bis 100 km entfernt. Auch der Raub des Memelgebiets stellt sich dar als eine Vergewaltigung der geschichtlichen Entwicklung und des Selbstbestimmungsrechts deutscher Menschen, um kein Haar besser als so viele ähnliche Beraubungen in deutschen Grenzgebieten sämtlicher Himmelsrichtungen!

H. Witte.

Helmut Preidel: Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde. 100 S., 73 Abb., 1 Karte. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg, 1926. Kart. Mk. 3.20.

Eine ausführlichere deutsche Arbeit über die germanischen Bodenfunde Böhmens war längst ein Bedürfnis, da die einschlägigen Nachrichten zumeist in tschechischer Sprache und an vielen Stellen zerstreut veröffentlicht sind. Preidel beabsichtigt eine umfassende Darstellung später vorzulegen, und hat zunächst einen kürzeren Überblick herausgebracht, dem eine für weitere Arbeiten sehr willkommene, nicht weniger als einen Druckbogen umfassende Fundstatistik und ein reichhaltiges Schriftenverzeichnis beigegeben sind. Das Buch leidet etwas unter der Fülle des verwerteten Stoffes; bei einer stärkeren Beschränkung z. B. in typologischen Fragen und einer übersichtlicheren Textgestaltung wäre es gerade für die Nichtfachleute, für die es nach dem Vorwort gedacht ist, anziehender geworden. Die Beigabe kleiner Fundkarten für einzelne Fundarten (abgesehen von der großen Übersichtskarte) verdient als ein gutes Mittel zur Veranschaulichung hervorgehoben zu werden. Dabei ist allerdings ein gewisses Bedenken gegen das Kärtchen der „Langobardenfibeln" nicht zu unterdrücken: die Zuweisung bestimmter Fibelarten der Völkerwanderungszeit an einzelne Stämme ist sehr beliebt, aber in den wenigsten Fällen berechtigt. Die „Langobardenfibeln" sind z. B. in Süddeutschland immerhin so zahlreich, daß der Gebrauch dieses Namens nicht zu empfehlen ist. Es muß auch abgelehnt werden, wenn Preidel — auf Grund einiger weniger Fibelfunde — eine Abwanderung eines „beträchtlichen Teiles" der Markomannen ins untere Rhein- und Neckargebiet zu Anfang des 5. Jahrhunderts annimmt und den Rest des Volkes unter Attila westwärts ziehen läßt. Aus der Verwandtschaft der Funde eines Grabfeldes (Podbaba) mit den thüringischen Fibeln, zu denen auch in anderen Gebieten Gegenstücke vorliegen, auf eine geschichtlich unbezeugte Wanderung von Hermunduren nach Böhmen, und aus dieser auf den vorherigen Abzug der Markomannen zu schließen, ist verfehlt. Übrigens ist es längst nicht mehr

die herrschende Lehre, daß die Einwanderung der Baiern bereits um 500 erfolgt sei, dagegen durchaus anerkannt, daß die Langobarden während einer gewissen Zeit sich im Besitze Böhmens befanden. Abgesehen von derartigen Einwänden soll gerne anerkannt werden, daß die Arbeit Preidels einen gründlichen Einblick in die kulturellen Verhältnisse der böhmischen Germanenstämme verschafft, in ein Gebiet der Vorgeschichte, das besondere Aufmerksamkeit gerade auch von reichsdeutscher Seite verdient.

H. Zeiß.

H. Preidel und K. Oberdorffer: Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des Stadtmuseums in Brüx. 32 S., 1 Fundkarte. Verein der Museumsfreunde, Brüx 1927.

Es ist ein rühmenswertes Zeugnis des Heimatsinnes der Sudetendeutschen, daß selbst ein kleineres Museum, wie das von Brüx seinen „Führer" besitzt, dessen Gliederung (Landschaftsbild — Kulturperioden — Fundstatistik — Museumsgeschichte — Merksätze für Ausgrabungen) als sehr zweckmäßig bezeichnet werden darf. Abbildungen fehlen wohl aus Kostenrücksichten. Die Einführung weniger bekannter, lokaler Bezeichnungen für einzelne Unterstufen der Hallstattzeit kann nicht zur Nachahmung empfohlen werden.

H. Zeiß.

Scheidt, Dr. W. und Wriede Heinrich: Die Elbinsel Finkenwärder. Veröffentlichung des Werkbundes für Deutsche Volkstums- und Rassenforschung. 150 S., 73 Abb. 1927. J. F. Lehmanns Verlag, München. Preis Mk. 10.—, geb. Mk. 12.—.

Mit einer schön ausgestatteten Monographie eines geographisch und kulturgeschichtlich klar umschreibbaren Inselgebietes führen sich die Veröffentlichungen des „Werkbundes" ein. H. Wriede bespricht Flurnamen, Geschichte, Siedlungsformen, Hof, Haus, Hausrat und Tracht, Speisen und Getränke, Berufe, Mundart, darin Ortsneckereien, Sprichwörter, bildliche Redensarten, Wetterregeln, Sitten, vorzugsweise des Arbeitslebens, ferner Arbeits- und Rechtsbräuche, endlich Eigenschaften und Wesensart der Bewohner mit dem Anspruch eines gediegenen Kenners seiner Heimat, dem dies alles noch lebendiges und erlebtes Volksgut bedeutet und gerade darin wird die Schilderung auch der Jugend die besten Dienste leisten. W. Scheidt behandelt die Probleme der Rasse demgegenüber vor allem unter methodisch vergleichendem Gesichtspunkt, indem er zum Vergleich eine ganze Fülle (26 Gruppen) von Beobachtungen und Messungen aus dem gesamtdeutschen Volksgebiet in die Darstellung einbezieht. Wir möchten die Leser der Zeitschrift auf diese auf ungewohntem Raum mit vorbildlicher Gründlichkeit geleistete Untersuchung zu einer Merkmalsgeographie des deutschen Volkes hinweisen. Man wird sie auch bei der Bearbeitung anderer Landschaftsgebiete füglich nicht übersehen können. Indes erwarten wir vom Autor für Finkenwärder noch den familiengeschichtlichen Aufschluß aus seinem ansehnlichen Beobachtungsstoff und darin den Anschluß an das lebensvolle Bild, das die Siedlungen und die Lebensgeschichte der Bevölkerung sonst uns bieten.

Ein Anhang enthält die hoffentlich in Hinkunft mehr und mehr benützten Vordrucke zur Merkmalszählung, Familien- und Bevölkerungsstatistik, Gemeinde- und Familienblätter.

A. Haberlandt.

Ludwig Schemann: Die Rasse in den Geisteswissenschaften. Studien zur Geschichte des Rassengedankens. München, Lehmann. 1928. (480 S.) 8°. Gebunden 20.— RM.

Ludwig Schemann, bekannt geworden durch sein Eintreten für Gobineau und dessen Rassenlehre, plant in einem dreibändigen Werk mit dem Gesamttitel: „Die Rasse in den Geisteswissenschaften" die Ergebnisse seiner jahrzehntelangen Studien über Rassefragen zu geben, gewissermaßen die Resultate aus seiner Lebensarbeit zu ziehen. Der erste Band liegt nun vor und legt Zeugnis ab von der hellen Begeisterung, die Schemann für dieses Forschungsgebiet hat, von der weitgehenden Kenntnis, die Schemann auf dem Gebiete der seit dem Altertum aufgetauchten Meinungen über Rasse und Rassenforschung besitzt, und von der in der Tat verblüffenden Belesenheit auf all den Bereichen, mit denen die Rassenforschung Berührung hat. Und deren sind ja nicht wenige! Bei der Fülle der Probleme, die in dem Werke angeschnitten werden, ist es nicht möglich, auf diese im einzelnen hinzuweisen. Unnötig ist es auch zu betonen, daß das Werk auf dem Boden Gobineau'scher Anschauung steht. Besonders wertvoll und materialreich sind die an den betreffenden Stellen eingefügten historischen Zusammenstellungen, die mit Literaturnachweisen die Gedanken über einzelne Rassenfragen zurückverfolgen, möglichst bis zu ihrem ersten Auftauchen. Gerade hierbei offenbart sich besonders der jahrelange Lese- und Sammelfleiß des Verfassers. Ziel des Gesamt-

werkes ist zu zeigen, wie nach und nach, namentlich seit dem 19. Jahrhundert, aufgebaut auf den Erkenntnissen seit dem Altertum, der Wert der Rasse in der Menschheitsgeschichte erkannt und wie, unterstützt durch biologische Einsichten, neuerdings die Erkenntnis von der Bedeutung rassengeschichtlichen Denkens für die geisteswissenschaftliche Forschung Boden gewinnt. Der erste Band behandelt also allgemeine grundlegende Gesichtspunkte auf dem Gebiet der Rassenforschung, während in den beiden noch ausstehenden Bänden: „Die Hauptepochen und Hauptvölker der Geschichte in ihrer Stellung zur Rasse" und „Einzeldenker neuerer Zeiten zu den Rassenfragen" geboten werden sollen. Der Band trägt eine Note persönlicher Überzeugungen und zwar namentlich an den Stellen, wo praktische Gegenwartsfragen behandelt werden. Das Werk, das hoffentlich bald vollständig vorliegt, wird wegen der skizzierten Vorzüge eine der wertvollsten Bereicherungen der Literatur über Rassenfragen ausmachen. Das Bemühen des Verfassers, „allen, denen die Rasse am Herzen liegt, das historische Wissen um diese zu vermitteln" und „in dem weitestmöglichen Umfange zugleich einen Literaturführer zu liefern" ist zweifellos erfüllt, wenn auch an manchen Stellen eine schärfere Gliederung von Vorteil gewesen wäre.

H. Plischke.

Friedrich Wagner: Die Römer in Bayern. 4. Aufl. Verlag Knorr & Hirth, G. m. b. H., München 1928. Geh. RM. 4.—, Gzlein. RM. 5.50.

Das vorliegende Buch hat schon bei seinem ersten Erscheinen (1924) dank seiner wissenschaftlichen Zuverlässigkeit und seiner gut lesbaren, fesselnden Darstellung allgemeinen Beifall gefunden. In der neuen Auflage mußten nur der Abschnitt „Siederungswesen" mit Rücksicht auf die Forschungen der letzten Jahre stärkere Veränderungen erfahren; außerdem ist auf Verbesserung der Ausstattung durch weitere gute Abbildungen und neue oder ergänzte Pläne sorgfältig Bedacht genommen worden. Da im Anhang eingehende Literarhinweise unter Berücksichtigung der letzten Erscheinungen enthalten sind, ist das Buch unentbehrlich für jeden, der sich eingehender mit der Kultur und der Bevölkerung im römerzeitlichen Lager (rechts des Rheins) befassen will, wie es gleichzeitig als ein wertvolles Heimatbuch allgemein empfohlen werden kann.

H. Zeiß.

Richard Wiebel: Das Schottentor. 62 S., 28 Abb., Quart. Augsburg 1927, Verlag Benno Filser. Preis brosch. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.50.

In tiefschürfender, durch lange Jahre fortgesetzter Forschung hat Wiebel eine „Kulturhistorische Auslegung des Portalbildwerkes der St. Jakobskirche in Regensburg" geschaffen, die vor allen früher versuchten Lösungen den Anspruch auf Anerkennung erheben darf. Hat er es doch verstanden, die Einseitigkeit allzu enger mythologischer oder christlich-allegorischer Deutung glücklich zu vermeiden, und aus dem bisher wenig zu Rate gezogenen Bereich der Volksüberlieferung (Aberglauben, Märchen- und Sagenwelt u. a.) und der Kulturgeschichte des Mittelalters wertvolle Hilfsmittel für seine Erklärung zu gewinnen. Nach gründlicher Erörterung der einzelnen Bildgruppen, zu deren Enträtselung er einen reichen, zum Teil in den trefflichen Abbildungen enthaltenen Schatz romanischer Bildhauerarbeiten herangezogen hat, faßt W. in dichterisch beschwingten Worten das Ergebnis zusammen: Das Portal schildert den Untergang von Himmel und Erde und das Los der vom Himmel Ausgeschlossenen. Als Leitmotiv betrachtet er das Bibelwort: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen" (Matth. 24, 35; Mark. 13, 31; Luk. 21, 33). Man mag über Einzelheiten der hier gegebenen Deutungen rechten; es ist sehr gut denkbar, daß gerade nach Wiebels bahnbrechenden Darlegungen (deren methodischen Ergebnisse er am Schlusse in wohltuend klaren und schlichten Worten zusammengestellt hat) andere hier und da noch weiter zu kommen vermögen, aber an dem Hauptgedanken dürfte kaum mehr gerüttelt werden. Besonders einleuchtend sind auch des Verfassers Gründe für die Annahme, daß das Tor ursprünglich für die Westseite der Kirche bestimmt war. Daß er den schwierigen Stoff in so ansprechender Form und unter gänzlicher Ausschaltung unnützer Auseinandersetzungen zu gestalten wußte, verdient besonders hervorgehoben zu werden. Der Verlag hat für eine Ausstattung gesorgt, der des Gegenstandes würdig ist. Das Buch wird den vielen Besuchern des ehrwürdigen Tores und allen Freunden mittelalterlicher Kunst gleich willkommen sein, wie dem Forscher.

H. Zeiß.